



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF

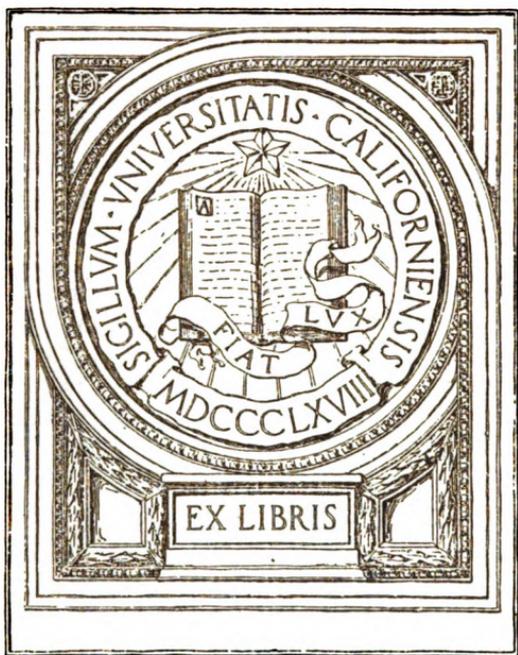


QB 610 018

Andersdorf Kalender



1925



~~868
E34
H34~~
V.16







Matthäus Schiestl, Zerfallene Einsamkeit

UNIV. OF
CALIFORNIA

Gichendorff-Kalender 1925.

1911
1912
1913
1914
1915
1916
1917
1918
1919
1920
1921
1922
1923
1924
1925
1926
1927
1928
1929
1930
1931
1932
1933
1934
1935
1936
1937
1938
1939
1940
1941
1942
1943
1944
1945
1946
1947
1948
1949
1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025

Eichendorff- Kalender

für das Jahr
1925.

PT
1856
Z5
A3
1925
MAIN

Ein romantisches Jahrbuch.

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Rosch.
Mit einem Vierfarbendruck von Professor Matthäus Schießl.

Sechzehnter



Jahrgang.

München / Verlag Parrus & Co.

THE
MUSEUM
OF
ARTS
AND
SCIENCE

Eichendorff-Hymne

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf

Ein Naturfeligkeit singender Liedermund,
Der die Wandervogelherzen beschwingt,
Umzaubert mit silbernden Wundern uns sein verstonnen-raunender Quell.
Blühende Morgenhöhen durchjauchzend
Und ernsteres Sinnen pulsend durch abendlich-dämmernde Gründe,
Läßt er sein tieffstes, heiligstes Märchenweben erklingen
Durch die betende Domstille der Sternen- und Mondnacht.
Weich aus smaragdgrüner Flöte schluchzt er verlorener Liebe brennendes
Weh,
Läßt dann mit jugendlich-frischem Aufschwüngen Vagantenteckheit
hinträllern und jubelndes Hoffen,
Scherzt und schwärmt von seltsamen Taugenichtsabenteuern
Und vom romant'schen Getändel im Banne holdschöner Frau'n —,
Düstert verfallene Burgpraucht geistern am einsamen Pfade,
Winkt er zur Raft auf morschem Gemäuerrand und moosigem Felsstuhl
Und weckt abseitige, bunte Vergangenheitschicksale
Mit dunklem Rittergetlirt und waldbhin verhallendem Jagdhornschall.
Deutsche Heimatwaldhallen,
Hoch und weit sich wölbend in dämmernder Andachtfeierlichkeit,
Widertönen den ewigen Waldpreis seiner schlicht-zarten, herzbezwingenden
Wandervogelgesänge,
Und es drängt uns mächtig hinaus aus Mauern und Stuben,
Quellt — schwermutvoll oder lachend —
Ein Eichendorff-Lied uns auf in der Brust.

*

639482

Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff; Urteile über ihn

Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff
Vierzehnte Lese

Außer den in den Jahrbüchern 1914 und 1923 veröffentlichten Berichten von Eichendorffs Schwiegersohn, dem Major Ludwig von Besserer-Dahlfingen und seiner Gattin, über die letzten Lebenstage des Dichters, ist uns noch der nachstehend zum Abdruck gebrachte Brief des ersteren an seinen damals als Regierungs-Assessor in Aachen weilenden Schwager erhalten. In allen wesentlichen Punkten stimmen die Darstellungen völlig überein, nur bezüglich des Zeitpunktes der Spendung der Sterbesakramente an den Schwerverkrankten herrscht Unstimmigkeit. Während Eichendorffs Tochter den 23. November für den Termin der Darreichung der Wegzehrung hält, bezeichnet Ludwig von Besserer in seinem am Tage nach dem Hinscheiden des Dichters geschriebenen Briefe den 26. und in dem, anscheinend für die Tagespresse oder eine Zeitschrift bestimmten ausführlichen Bericht (vgl. E.-Kalender 1914), übereinstimmend mit den vom Seelsorger des Verewigten, dem nachmaligen Pfarrer von Ottmachau und Domprediger in Breslau Hertlein, in seiner Trauerrede gemachten Angaben, Mittwoch, den 25. November als den Versehtag.

„Gottes Hand ruht schwer auf uns, doch müssen wir uns in Demut fügen: Gestern Abend kurz vor 5 Uhr ist unser vielgeliebter Vater ruhig und sanft, ohne allen Tobestampf hinübergegangen in ein besseres Jenseits. Gott tröste uns! Hier ist der Jammer groß! Vor 8 Tagen befand sich der Vater vor Eische sehr übel, offenbar stark erkältet. Dr. Willmann schickte ihn gleich ins Bett, das er seitdem nicht wieder

verlassen hat. Die Lunge erwies sich angegriffen. So ging die Krankheit einige Tage fort, ohne uns ernste Besorgnisse einzulösen. Seit verfloßenem Montag verfiel der Kranke immer mehr, namentlich ward die Sprache bald so undeutlich, daß man trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit ihn nicht verstand, während er zum Schreiben nicht mehr die Kraft besaß. Zwei Tage vor seinem Hinscheiden befand er sich in einem halb wachen, halb schlafenden Zustande. Zuweilen war er auch bei voller Besinnung, verfiel aber dann bald wieder in Lethargie. Gestern Vormittag wurden ihm die heiligen Sterbesakramente gereicht. Sein Übergang in ein besseres Leben war ganz unmerklich. — Gott tröste uns, wir haben es nie nötiger gehabt! . . . Am nächsten Montag um 9 Uhr denken wir den Vater zur letzten Ruhe zu begleiten. Die einliegenden Anzeigen sei so gütig Deinen verehrten Schwiegereltern und Breuning¹⁾ zukommen zu lassen . . . Grüße Klara²⁾ herzlich von uns allen; bei der Liebe, die sie für unsern guten Vater hegte, wird ihr sein unvermuteter Verlust um so schmerzlicher sein. Er war ihr stets ganz besonders zugetan . . .“

Über Adolf Schöll, der während Eichendorffs Berliner Aufenthalt zu dessen bevorzugten Freunden gehörte und sich des vollen Vertrauens des Dichters erfreute, schrieb Deetgen in seiner Studie „Die Landesbibliothek in Weimar“ (Zeitschrift für Bücherfreunde 1921):

„In der Leitung der Landesbibliothek in Weimar folgte ihm [Ludwig Preller] sein Freund, der liebenswürdige, geistvolle Adolf Schöll, einst in Stuttgart der Schüler Gustav

¹⁾ Der am 14. März 1886 in Neuenahr verstorbene Geheime Oberjustizrat und Landgerichts-Präsident a. D. Dr. Karl Philipp von Breuning war Hermann Freih. von Eichendorffs Schwager.

²⁾ Hermann von Eichendorffs Gattin.

Schwabs, alsdann Privatdozent in Berlin, Professor der Archäologie an der Universität Halle und später Leiter der Weimarer Kunstsammlungen. Seine feinsinnigen Arbeiten führten ihn vom klassischen Altertum zu Goethe und der Weimarer Blüteperiode. Aber auch für die Literatur seiner Zeit hatte er tiefes Verständnis und freundschaftliche Beziehungen verbanden den selbst poetisch Begabten mit Eichendorff, Uhland, Fr. Th. Vischer, Hebbel, Seibel, Auerbach, Klaus Groth, Hoffmann von Fallersleben.“

Im Jahre 1836 hat Schöll in den „Wiener Jahrbüchern“ die Bedeutung Eichendorffs für die Literatur und seine Stellung innerhalb der romantischen Schule in ungemein fesselnder und warmherziger Weise gewürdigt. Seine geistvolle Darstellung ist noch heute unübertroffen.

In seinen 1855 erschienenen Liedern (Kassel, Luchardtsche Buchh.) widmet der Schweizer Malerpoet August Corrodi seinem vergötterten Meister und Vorbild nachstehende innige Weiheverse:

Aus Deines Liederhimmels
Ewig leuchtendem Blau
Perlte herab in mein Herze
Süßester Himmelstau.

Und hat die schlummernden Blüten
Geweckt in meiner Brust,
Und golden mir erschlossen
Tubelnde Sangeslust.

Darum in Deine Loden
Du teurer Sängergreis,
Wind' ich mit treuer Liebe
Mein Alpenrosenreis.

Auch in einem weiteren stimmungsvollen Gedichte huldigt er der Muse Eichendorffs:

An seinem Bilde hab' ich
Gezeichnet manche Stund',
Bis die Abendglocken hallten
Aus dämmerndem Talesgrund.

Ein Vöglein auf grünem Zweige
Sein frisches Lied mir bot,
Und über den Gletschern spielte
Das letzte Abendrot.

Da stieg der alte Sänger
Herab von seinem Gestell,
Und winkte mir, leise flüsternd:
„Komm mit, Du junger Gesell!“ —

Wir zogen durch kühle Gründe,
Durch stille Felder und Au'n,
Ich sah in seltsamer Wehmut
Seine Augen übertau'n.

Dann zog er mich, lieblich lächelnd,
In einen Garten hinein,
Und ließ mich in dämmernder Laube
Bei meinem Liebchen allein.

Die inhaltsreichen Memoiren des ehemaligen Deutschen Reichstanzlers Georg von Hertling (Erinnerungen aus meinem Leben) München, Rempten 1919) enthalten nachstehende auf Eichendorff bezügliche Stellen:

„Der Abend war eingebrochen, als wir zur Stadt (Palermo) hinunter kamen, aber nun stieg überall ein fast berauscherndes Duft von Orangenblüten auf; an den Balkons, die vor keinem Fenster fehlen, erschienen schlank Gestalten, die milde Abendluft zu genießen. — Der reine Eichendorff.“

„So hat die Mutter¹⁾ auch mir den Sinn für die Schönheit unserer Dichterwerke geöffnet. Noch heute erinnere ich mich, wie sie mir zum ersten Male den Erlkönig vorlas. Ihre Art

¹⁾ Tochter der Melina Brentano, einer Schwester des Dichters.

zu lesen — und sie hat uns viel vorgelesen, Poesie und Prosa, Ernstes und Heiteres, Wisemanns Fabiola und den Taugenichts von Eichendorff — war überaus sympathisch, ohne bellamatorische Kunst, aber mit feinem Verständnis, und darüber lag es wie ein Hauch leiser Wehmut oder Melancholie.“

Überraschend wirkt die Vorliebe des so gar nicht lyrisch gestimmten Bismarck für romantische Poesie. Im Jahre 1889, gelegentlich eines Besuches der Frau von Spitzemberg im Sachsenwald ließ der greise Kanzler, wie Erich Marks in den „Bismarck-Gesprächen der Spätzeit“ (Velhagen und Klafings Monatshefte, 1923. April) erzählt, seinen Gast den Chamisso holen und nennt ihm Gedicht, Strophe und Zeile. „Die romantischen Lyriker liest und zitiert er gern: Uhland, Chamisso, Eichendorff, und freut sich, wenn das bei ihm anklingt.“

In einem Briefe an Lizmann schreibt Geibel im Jahre 1839 (Lizmann, Emanuel Geibel 1897):

„Mir fällt . . . „das Eichendorff'sche Gedicht von den zwei frischen Gesellen¹⁾ ein, ich hab' es oft mit euch gesungen, wer weiß, ob nicht vielleicht die Eine Hälfte davon an mir erfüllt wird.“

Theodor Storms Tochter Gertrud veröffentlichte im Eichendorff-Kalender 1918 eine Geistergeschichte, die der nordfriesische Dichter im gastlichen Hause des Kunsthistorikers Franz Rugler aus dem Munde Eichendorffs gehört haben will. Bei der mystisch-dunklen Veranlagung Storms lag, zumal die Erzählung in der vorliegenden Form zur Eigenart Eichendorffs nicht recht paßt, die Vermutung nahe, daß hier Wahrheit und Dichtung vermengt worden ist. Diese Auf-

¹⁾ Die zwei Gesellen („Es zogen zwei rüst'ge Gesellen“).

fassung läßt sich indessen nicht ohne Einschränkung aufrecht erhalten. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge erschreckt die verschleierte schlankte Frauengestalt durch ihr häufiges Erscheinen zur Tag- und Nachtzeit noch heute die Bewohner des in Eichendorffs Bericht nicht genannten, unweit von Ratibor gelegenen Schlosses R, das von 1788—1820 im Besitz der gräflichen Familie Haugwitz sich befand. Alle Bemühungen den Spuk zu bannen, sollen erfolglos geblieben sein.

★

Kaiser Karl segnet die Reben

Eine literar- und sagengeschichtliche Studie

Von Eduard Arens

I.

Seibels „Rheinsage“ (1834).

Wem wäre Seibels schöne Romanze von der goldenen Brücke bei Rüdesheim unbekannt, welcher er den schlichten Titel „Rheinsage“ gegeben hat? Indem er den Schatten des großen Kaisers aus seiner Gruft zu Aachen heraufsteigen und in milder Sommernacht über den Rhein ziehen läßt, um „die Reben an jedem Ort“ zu segnen, hat er den Zauber des vaterländischen Stromes in seiner schönsten Gabe in die schlichtesten Worte gebannt.

Nun aber haben viele Dichter des 19ten Jahrhunderts den nämlichen Stoff bearbeitet, indem sie teils den wesentlich gleichen Vorgang darstellen oder aber ein einzelnes Motiv daraus für sich verwerten. So erhebt sich denn für den Literaturhistoriker gleich ein ganzes Bündel von Fragen, die Antwort heißen: Haben diese Dichter einander gekannt? benutzt? beeinflusst? Woher kommt ihr Stoff? woher die Idee, und deren einzelnen Motive? Und da man Seibels Romanze für eine „selbstgeschaffene Sage“ erklärt hat, so wird auch die Sagen Geschichte gezwungen, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob wir es hier nur mit dichterischer Vorstellung zu tun haben, welche verschiedene historische und sagenhafte Motive vereinigt hat, oder ob diese Bearbeitungen wirklich auf dem Grunde älterer Volksjage ruhen.

Da wir von Seibel ausgehen, so müssen wir natürlich zunächst die Entstehung und den Zeitpunkt seines Gedichtes ins Auge fassen. Stünden uns weitere Zeugnisse nicht zu Gebote, so würden wir wohl einen Zusammenhang mit den

fröhlichen Bonner Studententagen annehmen. Am 5. Mai 1835 wurde Emanuel Geibel in Bonn immatrikuliert, zu Ostern 1836 siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin über. Die Herbstferien 1835 benutzte er mit einem Freunde, um eine Dampferfahrt rheinauf zu machen, und verlebte dann mehrere Wochen bei Hanau in der Heimat seiner Mutter und seines Vaters. Dieser Ausflug führte ihn auch im Fluge bei Rüdesheim vorüber. In der Bonner Zeit wurzelt noch eine Reihe fröhlicher Lieder: so u. a. das vom lustigen Musikanten, der einst am Nil marschierte, das wunderhübsche Wein- und Trinklied „Ich weiß einen Ritter von seltener Art, so mild und so zart“, auch das allbekannte, froheste Burschen- und Wanderlust atmende „Der Mai ist gekommen“ — es wurzelt in der Bonner Zeit, wenn es auch freilich erst in den nächstfolgenden Jahren ausgeführt wurde; und nicht mit Unrecht singt Geibel später aus (etwas ge-trübter) Erinnerung:

Ich sang's vor manchem Jahr,
Berauscht vom Maienscheine,
Als ich gleich jenen war
Student zu Bonn am Rheine.

In diese Zeit und Reihe würde sich auch die „Rheinsage“ gut einfügen, ist es doch nach dem Schlusse auch ein Rheinwein- und Trinklied:

Wir aber füllen die Römer
Und trinten im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldentraft.

Tatsächlich aber fällt unser Gedicht noch vor die Bonner Zeit; es ist keine Erinnerung an den Rhein, sondern vielmehr ein Ausdruck der Sehnsucht nach ihm. Gedruckt wurde die „Rheinsage“ zuerst 1836, ist dann sofort in Simrocks „Rheinsagen“ übergegangen. Geibels erste Gedicht-Sammlung ist 1838, schon im Druck vollendet, ein Raub der Flammen

geworden; vermutlich enthielt sie auch unser Gedicht. Erst nach der Rückkehr des Dichters aus Griechenland erschien dann im Jahre 1840 das erneuerte und verstärkte Bändchen. Unsere Romanze eröffnet darin das erste Buch, und dieses trägt die Aufschrift: „L ü b e d u n d B o n n 1834—1835.“ Könnte man hienach noch immerhin zweifeln, so entscheidet den Zweifel das Zeugnis des gewissenhaften Goedete¹⁾, der sich auf Seibels eigene, schon bald nach 1840 erteilte Auskunft stützen konnte. Die „Rhein Sage“ ist schon 1834 entstanden, vermutlich auf einer Harzreise oder im Anschluß daran. Goedete bringt es in Verbindung mit dem ersten Entwurfe zu der Romanze „Kaiser Friedrich im Kyffhäuser“, in der es ja am Schlusse heißt:

Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

Mithin hat Seibel uns schon als Primaner, mit 19 Jahren diese herrliche Dichtung geschenkt!

Goedete behauptet aber bei derselben Gelegenheit auch, Seibels Sage von Kaiser Karl sei selbst erfunden. Tatsächlich liegt die Sache hierbei aber anders; Seibel hat die Idee von einem andern übernommen, und zwar von Wilhelm Müller.

II.

Wilhelm Müllers Idee (1827 bzw. 1830).

Wilhelm Müller von Dessau, der berühmte Dichter der „Griechenlieder“, uns aber lieber und vertrauter als Sänger so vieler, hundertsfältig vertonter und noch überall gesungener, frischer Volkslieder, hat sich als erster diesen Stoff von der goldenen Brücke bei Rüdesheim notiert. Da nicht bloß diese Tatsache, sondern auch der Wortlaut seines Tagebuchs sowie die Zeit, wann diese Äußerung Müllers bekannt geworden, für uns von Bedeutung ist, so müssen wir etwas näher darauf eingehen.

Gustav Schwab hat auf Wunsch der Witwe Müllers nach dessen frühem Tode 1830 eine Sammlung von dessen „Vermischten Schriften“ veranstaltet²⁾, der er eine kurze, recht dürftige und nicht immer kritische Lebensbeschreibung des Dichters vorausschickt. Über die Rheinreise, die dieser im Jahre 1827 mit seiner Frau zur Erholung unternahm, berichtet Schwab: „Selig im Genuße der Naturschönheiten, beglückt durch das Wiederfinden mancher alten Freunde, erfreut durch viele neue Bekanntschaften, schrieb und dichtete er während der ganzen Reise gar nicht; er wollte ungestört genießen und sammelte nur im Geiste ein, um bei Ruhe und Muße desto größere Ausbeute zu gewinnen. In seiner Schreibrasel fanden sich die Hauptgegenstände aufgezeichnet, welche er sich zur poetischen Bearbeitung gemacht hatte. Es waren unter anderem: Die drei Leiern auf dem alten Wappen über Goethes Hause in Frankfurt; die goldene Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rudesheim darüber strahlte, und worauf Kaiser Karl hinüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen; der Drachenfels und Rolandseck; der Sonnenuntergang vom Straburger Münster; der Abschied vom Rhein. In Frankfurt verlebten die Reisenden mit Georg Döring³⁾ und dessen Angehörigen fröhliche Tage. Dann wandten sie sich dem Schwabenlande und Stuttgart zu“, wo sie zehn Tage bei Schwab verlebten.

Aber Zeit und Umstände der Fahrt sind wir inzwischen noch besser unterrichtet⁴⁾. Am 31. Juli wurde die Reise angetreten. „Der Weg führte sie nach Frankfurt, von dort nach Wiesbaden, dann den Rhein hinunter bis Köln (wobei Müller von der romantischen Schönheit des Flusses ganz besonders entzückt war) und wieder zurück nach Frankfurt am Main. Am 22. August fuhren sie weiter nach Heidelberg, Karlsruhe und Straburg und kamen am 4. September in Stuttgart an.“

Durch diese Nachrichten erklärt sich die für den ersten Blick seltsame Anordnung der aufgezeichneten Stoffe: erst Frankfurt, dann Rüdeshcim²⁾, dann erst Rolandssee und Drachenfels, dann — nach der Rück- und Weiterreise — Straßburger Münster und ‚Abschied vom Rhein‘³⁾. Wichtiger aber ist die Frage, welcher Art denn die beabsichtigten Gedichte werden sollten. Kein lyrisch offenbar ‚Abschied vom Rhein‘ und auch der Sonnenuntergang, den der Dichter vom Straßburger Münster aus erlebt hatte. Symbolisierend ist gewiß zu denken, was Müller von den drei Lilien in Goethes Wappen sagen wollte, vielleicht so ähnlich wie es Wilhelm Smets oder Moriz Carriere, am besten ein Ungenannter später ausgedeutet hat⁴⁾. Der läßt drei Musen die Leiern anbringen und die Wiege segnen:

M e l p o m e n e , die Muse
 Von tragisch ernstem Spiel,
 E r a t o , der vor allen
 Sein deutsches Lied gefiel,
 K a l l i o p e , die selten
 Noch einen Dichter schmückt,
 Sie haben ihm das Siegel
 Der Weihe aufgedrückt.

Ohne Zweifel hätten ‚Drachenfels‘ und ‚Rolandssee‘ die bekannten Sagen darstellen oder wenigstens berühren sollen; und daß Kaiser Karl auf der goldenen Brücke bei Rüdeshcim episch ausgeführt werden sollte, ist kaum zu bezweifeln; aber gewiß wäre das ganze ausgeklungen in ein Lob des Rheinweins, dem der „alte Zecher“ schon sovieler feuchtfröhliche Lieder geweiht hatte, noch um die Jahreswende 1825/26 den Zyklus von der „Schönen Kellnerin von Barchara“ (erschienen 1827).

Wilhelm Müller hat keines der geplanten Gedichte mehr ausgeführt. Die Heimreise⁵⁾ führte ihn noch nach Weinsberg zu Justinus Kerner; auch nach Weimar, wo er bei Goethe

zu Lische war. Hier traf er auch seinen Livländer Freund, den Baron Simolin wieder, der ihn fand, „voll von Dichtersentwürfen: Rheinlieder sollten gesungen werden, dem Johannisberg, dem Hause Goethes, auch dem Eintritt unter das Dach seines Stuttgarter Freundes sollte ein Klang gewidmet werden.“ Aber kaum in Dessau angelangt, stand er an der Pforte der andern Welt: am 1. Oktober war er eine Leiche. Er selber scheint schon, nach den Gesprächen, die er in Weinsberg führte, Todesahnungen gehegt zu haben, wenn auch seine nächsten Angehörigen durch den Tod überrascht wurden; nicht so Uhland, der „zweifellos mit Rücksicht auf die Anzeichen von Müllers bevorstehendem Ende“⁹⁾, diesem beim Abschied die weihvollen Verse ins Stammbuch schrieb:

Wohl blühet jedem Jahre
 Sein Frühling, süß und licht;
 Auch jener große, klare —
 Getrost, er fehlt dir nicht;
 Er ist dir noch beschieden
 Am Ziele deiner Bahn,
 Du ahnest ihn hienieden
 Und droben bricht er an.

Seine Idee aber lebte und wirkte weiter. Alle Dichter, welche „Karls Segen“ übernahmen, haben Schwabs Mitteilnng unmittelbar oder wieder mittelbar durch ihre Vorgänger gekannt, sind somit von W. Müller abhängig und ihm verpflichtet: si e haben ausgeführt, was ihm der frühe Tod versagt hatte.

Daß dies für Geibel gilt, ist mir sicher. Daß er die Auserung Müllers kennen k o n n t e , haben wir erwiesen. Daß er sie gekannt und genutzt h a t , folgt aus der völligen Identität seiner Dichtung mit Müllers Entwurf, worin nur e i n Element — nicht fehlt, sondern bloß als selbstverständlich nicht besonders genannt wird. Denn wenn Karl über die Brücke schreitet, so legt jeder sich unwillkürlich die Frage vor:

wo kann er dann herkommen? Schwerlich von anderswo, als von Aachen! Und wenn er von hier kommt, so muß er aus seiner Gruft sich erhoben haben. Daß zwei Dichter unabhängig voneinander auf die Idee kommen könnten, Kaiser Karl die Trauben segnen zu lassen, ist wohl möglich; daß sie aber genau die gleichen Einzelheiten benutzen (Rüdesheim, die wunderbare Brücke), ist nicht auf bloßen Zufall zurückzuführen. Unsere weitere Ausführung wird dieses Moment noch erheblich verstärken.

Nun aber erheben sich Stimmen, und zwar von tüchtigen Kennern rheinischer Sage, welche die Müllersche Idee und Geibels Romanze für bloße dichterische Fiktion halten, der keinerlei echte Sage zugrunde liege. So urteilt Alexander R a u f m a n n¹⁰⁾: „Ein altes, echtes Zeugnis für diese Sage ist mir nicht bekannt geworden.“ Und W e i d e n b a c h stimmt ihm bei, indem er von einem besonderen Punkte sagt: „An der goldenen Brücke von Rüdesheim ist nichts Volkstümliches.“

Wäre Wilhelm Müller wirklich der E r f i n d e r dieses Sagenstoffes, so wäre ihm ein selten glücklicher Wurf gelungen: er wäre der geniale Schöpfer einer neuen Sage geworden, die gerade durch den Einschlag des Wunderbaren dem deutschen Gemüte entgegenkommt. Nun gibt es gewiß ähnliche Fälle; wenn ich von dem immerhin zweifelhaften Verfahren Brentanos absehe, dem viele die Schöpfung der Loreleysage zuschreiben, so leidet es keinen Zweifel, daß Uhland in mehreren Fällen sagenerschöpferisch tätig gewesen ist, u. a. im „Schenken von Limburg“ und im „Roland Schildträger“. Müller aber lag die Karlsage an sich nicht fern; schon früher hatte er die Sage vom Frankenberger-See in einem Zyklus von vier Romanzen gestaltet, und zwar wahrscheinlich durch einen Aufenthalt in Aachen dazu angeregt¹¹⁾. Zur Entscheidung darüber, ob er auch im Rheingau eine Lokalsage behandeln wollte, müssen wir die zugrunde liegenden

einzelnen Motive untersuchen. Diese „Rheinsage“ ruht zunächst auf einem historisch-geographischen Hintergrunde, d. i. Karls des Großen Bedeutung für den Weinbau im Rheingau. Dazu treten völlig sagenhafte Elemente: einmal die über'n Rhein sich wölbende wunderbare Brücke; dann die heilige Johannismacht — ein Umstand, der zwar weder bei Müller noch Geibel besonders hervorgehoben wird, aber wie aus dem Zusammenhang, so aus anderen Bearbeitungen ersichtlich ist —; endlich der Volksglaube, daß Karl aus seiner Gruft (zu Aachen) ersteht.

III.

Vom Weinbau im Rheingau und Karl d. Gr.

Wann im Rheingau die ersten Reben gepflanzt worden sind, darüber herrschte unter den gelehrten Forschern lange Zeit erbitterter Streit, der auch heute noch nicht völlig ausgeglichen ist. Im allgemeinen hat der Anbau der Reben, den die Römer begonnen, nur langsam von der Mosel zum Rhein übergegriffen; nach den Zerstörungen durch die Völkerwanderung blühte der Weinbau allmählich wieder auf. Unter den Merowingern breitete er sich auch am rechten Rheinufer aus, das 8. Jahrhundert meldet auch im Rheingau von so vielen Weinbergsgentungen, daß man daraus auf eine schon ganz gewöhnliche Kultur der Rebe schließen darf. „Kurz vor dem Krönungsjahr Karls des Großen ist der Weinbau den Rhein bis Bonn hinabgestiegen¹²⁾.“ In Rudesheim bezeugt freilich erst die früheste Urkunde von 864 den Weinbau, und die Rodung des berühmten Rudesheimer Bergs fällt nach einer Urkunde Erzbischofs Siegfrieds gar erst in das Jahr 1074.

Uns aber kümmert hier weniger die wirkliche Geschichte des Rheingauer Weinbaus, als was das Volk sich später darüber erzählte.

Über die Rheingauer Volkstradition erhalten wir von 1765 bis 1827 (und darüber hinaus) eine fortlaufende Zeugenreihe, die wir nun vernehmen wollen.

[v. F o r s t e r^{12a}:] Der Rheingauer Weinbau. Frankfurt und Leipzig 1765 S. 6: „Endlich gaben sich die Bewohner des Rheingaus selbst mit einem H i s t ö r g e n ab; daß nämlich Karl der Große die ersten Weintreben aus Orleans^{12 b}:) nach Rudesheim gebracht habe; welcher Erzählung es aber von allen Seiten an Beweistum, Grund und folglich auch an Glauben gebricht.“

Da hier von einem im Volke verbreiteten Histrörchen gesprochen wird, so ist die Volksfage unzweifelhaft älter. Indessen ist es mir bislang nicht gelungen, ein älteres Zeugnis dafür aufzufinden.

Phil. Wilh. S e r d e n. Reisen durch Schwaben, Baiern usw. III. Teil von verschiedenen Ländern am Rhein usw. Stendal 1786 S. 87 (in Anm.): „. . es ist wohl zu glauben, daß bereits Karl der Große, wie er seinen Wohnsitz und Lieblingsort Ingelheim angelegt, zugleich auch damals schon die zum Weinbau so schön gelegene Gegend des Rheingaus mit Reben hat bepflanzen lassen.“

A. v. R e c c u m. Einzelne Betrachtungen aus der Geschichte Deutschlands. Mainz 1799 enth. S. 25/43: Abhandlung über den ersten Weinbau am Rhein.

(P.) Hermann B ä r, Diplomatische Nachrichten von der natürlichen Beschaffenheit und Kultur des Rheingaus = Beiträge zur Mainzer Geschichte, Stück 2, Mainz 1790 berichtet über Winkel: „Eine alte, unter den Winklern hergebrachte S a g e . . (schreibt die Anlage der vielleicht römischen Weinkeller) Karl dem Großen zu.“

Bärs Schrift war mit nur zugänglich durch das Zitat in (v. Stramberg's) Rhein. Antiquarius, Mittelrhein II 11 S. 151 (vgl. 202 f.).

U. K l e b e. Reise auf dem Rhein durch die deutschen und französischen Rheinländer nach Aachen und Spa. Bd. 2. Frankfurt 1802. S. 31 (² 1806 S. 260): „Man nimmt an, daß der erste Anbau der Reben im Rheingau im 6. Jahrhundert in den Zeiten der Merowinger geschehen sey. Zwei Jahrhunderte später verbesserte man ihn, und selbst Karl der Große hatte Verdienste um diese Veredlung des Weinbaues. Die Wälder am Rhein wurden zum Teil gerichtet und mit Reben bepflanzt, die auf seinen Befehl zum Teil aus dem Innern von Gallien gebracht wurden. Dadurch ward er der Stifter des edlen Weinbaus im Rheingau. Alten Urkunden zufolge kannte man im 13. Jahrhundert nur zwei Arten von Wein, den hunischen und den fränkischen.“

Allois S c h r e i b e r. Anleitung den Rhein und die Mosel und die Bäder des Taunus zu bereisen. Heidelberg 1812. S. 345: „Nach einer noch gangbaren Tradition im Rheingau (Unter rheingau) soll Karl der Große den ersten Weinstock von Orleans nach Rudesheim haben verpflanzen lassen.“

Allois S c h r e i b e r. Handbuch für Reisende am Rhein von Schaffhausen bis Holland, in die schönsten anliegenden Gegenden und an die dortigen Heilquellen. Heidelberg 1813 (² v. J. = 1818).

(² S. 142): „Noch ist zu bemerken, daß Karl der Große, als er von seiner Pfalz von Ingelheim aus, auf dem R ü d e s h e i m e r B e r g den Schnee früher schmelzen sah, als in der übrigen Gegend, Reben aus Burgund und Orleans dahin bringen ließ. O r l ä n n e r heißen jetzt noch die am meisten daselbst wachsenden Trauben des Berges.“

Joh. Isaak Frh. von G e r n i n g (1767—1837). Die Heilquellen am Taunus. In 4 Gefängen. Leipzig 1813. S. 141:

Unter dem Niederwald bewahren die Kunde der Vorzeit
Trümmer mit Euseumud, heiter sich spiegelnd im Rhein,

Rüdesheim — es erzieht und pflegt noch sorglich des Weinstocks,
Den ins Muttergefilde pflanzte der mächtige Karl,
Blickend von Ingelheim, wo noch in der stolzen Ruine
Seine Größe sich zeigt und zu dem Wanderer spricht.
Zwar es versank, wie Deutschlands Ruhm, dies herrliche Dentmal,
Aber das Land blüht noch, das er zum Garten erschuf.

Joh. Jf. v. G e r n i n g. Die Rheingegenden von Mainz bis Cöln. Wiesbaden 1819. S. 93: „Die ersten Reben sollen von K a r l d e m G r o ß e n aus Orleans (wo zwar jetzt kein guter Wein mehr wächst) und der Champagne dahin [nach Rüdesheim] verpflanzt worden seyn, als er in Ingelheim hier zuerst den Schnee zerschmelzen sah, der noch jetzt früher als auf den umliegenden Höhen daselbst verschwindet. Noch heißen die wohlschmeckenden und dickhäutigen Rüdesheimer Berg-Trauben: O r l ä n n e r (oder welsche Orleans), und zwar verdankt man sie noch jenem großen K a r l, wenn auch nicht urkundlich seiner Anpflanzungen gedacht wird.“

Wer hat von dem Motiv, das den Kaiser Karl bewogen haben soll, am Rüdesheimer Berg die Rebe zu pflegen, nämlich der frühen Schneeschmelze, zuerst gesprochen, Schreiber oder Gerning? Fast scheint es mir, als ob letzterer diese Erfindung gemacht habe und nicht wenig stolz darauf sei. Doch ist es gewiß auch nicht ausgeschlossen, daß es ein Zug sein kann, der zu dem Rheingauer „Hiftörgen“ von Karl als Rebenpflanzer von Haus aus gehörte.

Niklas V o g t. Rheinische Geschichten III (Frankfurt a. M. 1817) S. 64: „Die bei weitem größere Anpflanzung des Weinstocks [im Rheingau] ist durch Karl den Großen bewirkt worden. Nach dieses Kaisers Verordnungen mußten bei seinen Maiershöfen alle Arten von Obst, Getreide und auch Reben gepflanzt werden. Es wird schon dadurch gewiß, daß er nebst den Anhöhen bei Nierstein und Hochheim um so mehr jene des Rheingaus habe anbauen lassen, weil sie seinem Lieblingspalaste gegenüber, und längs dem Rheine gegen die Nordluft

geschützt, der Morgensonne gleichsam dargeboten lagen. Der gelehrte Vater Hermann Bär hat in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte es sogar durch die zur Zeit der Karlinger vorkommenden Nahmen der Weine und Trauben dargetan, daß der Rheingau unter diesem Kaiser vorzüglich angebaut worden sey. Wenn man nun noch erwägt, daß die Nahmen der Ortschaften Weinheim und Weinkeller, jetzt Winkel, welche gegeneinander am Rhein über liegen, offenbar (1) auf eine Überfahrt und ein Weinlager des kaiserlichen Palastes deuten, so wird diese Behauptung außer allen Zweifel gesetzt. Man kann also annehmen, daß schon unter Karl dem Großen die vorzüglichsten Hügel des Rheingaus mit Weinstöcken besetzt waren.“

Hier wird reichlich mit Vermutungen gearbeitet.

W. S m e t s , Taschenbuch für Rheinreisende historisch, topographisch und poetisch bearbeitet, 1818, erwähnt S. 17 ganz kurz: „im reichen, blühenden Rheingau, wo Karl d. Gr. die ersten Reben pflanzte.“

Adolf S t o r k . Darstellungen aus dem Preussischen Rhein- und Mosellande. 1. Bdchn. Essen u. Duisburg, Bädeler 1818 S. 91 f.: „Der Anblick des gegenüberliegenden schon längst angebauten linken Rheinufer, mit den schönen Palästen zu Ingelheim und Mainz, lockte zur Nachahmung. Noch vor Karl d. Gr. in den Zeiten der Merowinger wurden im Rheingau Reben gepflanzt; der große Kaiser aber, wie die Volks sage erzählt und wie es auch glaublich ist, mochte aus seinem Palaste zu Ingelheim herüber sich die Verbesserung des Rebenbaues angelegen sein und bessere Rebenforten aus Frankreich haben kommen lassen. Ihm schreiben wenigstens die Rübeshheimer die Einführung der Orlänner Trauben zu, und der im Mittelalter sogen. Franzwein zum Unterschied vom hunischen, der wohl von dem bis dahin gepflegten, nach den Hunnen benannten Weinstock gewonnen wurde, mag von den Franken den

Namen haben. Diese Franztrauben wurden jedoch auch nachher von den Rieblingen verdrängt, die jetzt allgemein sind.“ S. 111 erzählt noch: auch die Einwohner von Winkel „halten Karl d. Gr. selbst für den Stifter des Weinlagers, wovon ihr Ort den Namen hat“ (wincelle von vini cella).

Frz. Jos. Bodmann, Rheingauische Altertümer, Mainz 1819, S. 393 ff. spricht sich über alle die von seinen Vorgängern berührten, zum Teil verwirrten historischen Fragen mit erfreulicher Sachkenntnis recht vernünftig aus. „Daß Karl der Große Vater unseres Rheingauischen Weinbaues gewesen seye, ist ebenso unrichtig, als die ihm bemessene Verdienste desselben durch eingeführte neue Traubensorten unerweislich ist; — hingegen ist es wahrscheinlich, daß er durch seine Rheingauischen Frohnhöfe sowohl, als sonst, treffliche Kulturmeister dort gegeben, die Industrie ermuntert, und zur Besserung und Ausdehnung des Weinwachses Veranlassung gegeben habe.“ — Bodmann kritisiert dann besonders die Phantastereien Vogts und schließt mit der Feststellung — die Beweisstellen lassen wir hier fort —: „Alles, was wir von Karls Sorge für den deutschen Weinbau zuverlässig wissen, beruhet im Folgenden: 1) er ließ sich jährlich von seinen Obermeyern um Weihnachten berichten, wieviel Wein auf jedem Frohnhofs eingekeltert worden seye; 2) er befahl, daß alle Wirtschaften, welche Weinberge zu verwalten hatten, jährlich Ableger (Reiflinge) von fruchtbaren Reben zur Nach- und neuen Pflanzung einschicken sollten; 3) er verbot, die Trauben nicht mit Füßen zu treten, sondern mit dem Stampfe, und zu keltern; 4) endlich, er verbot die Weinverfälschungen, und setzte Strafe darauf.“

[Johann] Konrad Dahl. Historisch-statistisches Panorama des Rheinstroms von Bingen bis Coblenz. Heidelberg 1820 S. 15—17: „Ihr [der Niederburg bei Rudesheim] Alter

mag wohl mit der Anlegung des Rüdeshheimer Hauptberges mit Orleanschen Trauben von Karl dem Großen in gleiche Zeit fallen. Wenn ich hier, wie soviel andere Geschicht- und Reisebeschreiber, Karl dem Großen die Anlegung des Rüdeshheimer Berges mit Orleanschen Trauben zuschreibe, so bin ich denungeachtet weit entfernt, demselben die erste Anlage von Weinreben im Rheingau und insbesondere zu Rüdeshheim zuzueignen. Vielmehr glaube ich, daß lange vor dem großen Karl im Rheingau, in einer für den Weinbau so günstigen Gegend, Reben, aber freilich erst sparsam, gepflanzt waren . . .“

„In den ältesten Urkunden des Rheingaaues findet man fast überall zweierlei Sorten des Weins. Die erste und schlechtere, aber häufigste, hieß Hunischer Wein (vinum hunnicum), die zweite und bessere Sorte aber Fränkischer Wein (vinum Francum, Francile). Letzterer war rot, ersterer weiß. Dieser ward lange Zeit vor Karl dem Großen im Rheingau gebaut und erzielt; den andern und roten aber brachte Karl der Große und seine unmittelbaren Nachfolger aus Frankreich nach Deutschland, namentlich auch nach Ingelheim, und in das Rheingau, so wie dann auch Karl der Große die bessere und weiße Sorte des fränkischen Weines von Orleans nach Rüdeshheim brachte. Und so mag die Volks sage von Karl dem Großen in so weit gegründet seyn, daß er als der zweite Stifter des Rheingaaues, und namentlich des Rüdeshheimer Weinbaues zu betrachten und zu verehren sey.

„Diese Meinung könnte uns nun auch auf die Frage führen: Ob Karl der Große sich auch zuweilen in Rüdeshheim aufgehalten habe? Unwahrscheinlich ist dieses nicht, besonders wenn man die Nähe von Ingelheim erwägt, wo Karl so gern weilte; dann die Karolingischen Säulen und großen Säle in der alten Burg mit zu Hülfe nimmt, und die Lilien, welche die Ritter zu Rüdeshheim, als königliche Burghüter

bieselbst, im Wappenschilder führten, nicht ohne Deutung auf fränkische Herrschaft lassen will.“

August Klingemann, Blätter aus meinem Reisetagebuche, 1 Bd. Braunschweig 1823 erwähnt, daß in Abmannshausen noch „Reben echt fränkischen Ursprungs von Karls des Großen Zeiten her“ wüchsen.

Joh. Meißner. Der Rheinische Weinbau in theoretischer und praktischer Beziehung bearbeitet, Heidelberg 1827, wollen wir nur noch deshalb heranziehen, weil er sich am ausführlichsten über die rheinischen (nicht bloß rheingauischen) Weinnamen ausläßt; S. 93 ff. spricht er über die „xxxte Familie Orleans“ (Anm.: Der Name Orleans von Orleans in Frankreich, wo sie herkommen).

„Orleanzer, Orleans u. Orlanzer, Orlänisch; im Rheingau.

Weißer Wälcher; bei Straßburg und Weisenburg.

Rolländer; in Zwingenberg am Neckar (scheint eine Namensverwechslung zu seyn).

Harthengst; am Haardtgebirge und bei Nierstein.

Hartheinisch, weiße Hartheinisch; an der Bergstraße.

Rüdesheimer Bergtraube, Orleans; in der Ortenau.

„Orleanzer. Sprenger I p. 357. — Hartheinisch. Breuchel p. 142. — Weißer Orleaner. Sommer p. 35. — Orleanstraube, Rüdesheimer Bergtraube. Hörter II p. 82.

„1. Bemerkung. Diese Traubensvarietät soll durch Kaiser Karl den Großen, der in Ingelheim residierte und für den rheinischen Weinbau sehr viel getan hat, aus Orleans gekommen, und an den Rüdesheimer Berg zuerst verpflanzt worden seyn.“

(S. 96.) 3. Grüner Orleans.

Orlänisch, Orlanzer, Orleans, Orleanzer; im Rheingau.

Grüner Hartheinisch; in der Gegend von Heidelberg.

Orleans von Rüdesheim; zu Renzingen im Breisgau.“

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu der berühmten Streitfrage, was man unter hünischem und fränkischem Weine

zu verstehen habe, Stellung zu nehmen¹³⁾. Nur soviel möchte ich sagen, daß zwischen vinum Francum und dem Namen Orlänner höchst wahrscheinlich ein Zusammenhang besteht. Die von Mehger angeführte Form Orlänger ist insofern nicht ohne Bedeutung für unsere Frage, als sie mit der mittelhochd. Form des Städtenamens „Orlens“ zusammenhängt und mithin wohl die älteste Sprachform unter all den angeführten darstellt. Nun kann kein Zweifel sein, daß gerade dieser Name der Reben es gewesen ist, der das Volk darauf brachte, einen Zusammenhang mit Karl dem Großen anzunehmen. Ist dem aber so, so besteht kein Bedenken, jene Volks Sage oder jenes „Histörge“, von dem v. Forster (1765) spricht, schon dem Mittelalter zuzuweisen, obwohl uns sonst kein früheres ausdrückliches Zeugnis für das Vorhandensein einer älteren Sage spricht.

Was die verworrenen Vermutungen der angeführten Autoren angeht, so interessieren auch sie uns hier nicht, ebensowenig die Frage, inwieweit der einzelne von seinen Vorgängern abhängig und beeinflusst ist¹⁴⁾. Wir betonen hier nur, daß die vorgeführte Reihe ein geschlossenes Zeugnis dafür darstellt, daß von 1765 bis 1827 im Rheingau eine Volkstradition in dem Sinne bestand, daß Karl der Große Reben von Orleans in Rüdesheim angepflanzt habe. Mochte also Wilhelm Müller bei seiner Rheinreise sich auf die gedruckte Literatur verlassen oder sich in Bingen oder Rüdesheim mündlich erkundigen, ein Märchen dieses Inhalts bekam er stets vorgelesen. Es war eben die festgewordene Rheingauer und Rüdesheimer Tradition.

Auch die Späteren haben sich, wie natürlich, mit dieser Tradition befaßt müssen. Ich führe aber, und auch das bloß zur Vervollständigung, nur noch drei Zeugen vor, denen besondere Urteilsfähigkeit nicht abzusprechen ist. Karl Simrock (Das mal. u. rom. Rheinland. Leipzig 1847. S. 302) faßt nochmals Sage und Tatsachen kurz zusammen: „Der

Sage nach soll Karl d. Gr. von seinem Palaste von Ingelheim aus beobachtet haben, daß alljährlich im ganzen Rheingau der Schnee nirgend früher als auf dem Rudesheimer Berge geschmolzen sei, worauf er Befehl gegeben, Reben aus Orleans kommen und hier anlegen zu lassen. Es ist zwar urkundlich erwiesen, daß erst Erzbischof Siegfried I. den Rudesheimer Berg Wintern zur Bepflanzung überließ, obgleich schon vor Karls d. Gr. Zeit Weinbau im Rheingau getrieben wurde; die Orleanstraube herrscht aber noch heute im Rudesheimer Berge vor.“

Moritz H e y n e, dessen wir schon oben gedachten, weiß (1901) ziemlich abweisend zu berichten (De. Hausaltertümer II. Das deutsche Nahrungswesen. S. 119): „[So wird von Karl d. Gr.] erzählt, daß er bei Anlage der Weinberge um I n g e l h e i m Reben aus Ungarn, Italien, Spanien, Burgund, der Champagne und Lothringen habe kommen lassen. Gleichzeitige Quellen erwähnen davon freilich nichts, die S a g e von der Anlage der Ingelheimer Weinberge durch Karl d. Gr. scheint sich erst später ausgebildet zu haben.“ Da Heyne für seine Angaben keinerlei Beleg und Beweis bringt, so dürfen wir sie wohl als irrtümlich ansehen^{14a}). Der neueste Geschichtschreiber des Rheingaus, der kritischen Sinnes die Überlieferung wertet, Paul R i c h t e r (Gesch. d. Rheingaus 1902 S. 21 ff.) urteilt von der „sinnvollen Sage“ über Rudesheim: „So viel Wahrheit mag in der Sage stecken, daß Karl, mit seinem weiten Blick und offenen Verständnis für alle Dinge der ihn umgebenden Welt, auch dem rheingauischen Weinbau seine besondere Aufmerksamkeit wird gewidmet und ihn dadurch auf mannigfache Weise gefördert haben. — Schon vorher werden durch die königlichen Domänen und die Güter der Großgrundbesitzer Reime der alten römischen Kultur von den linksrheinischen und den um den Main gelegenen Ländern in das zurückgebliebene rheingauische Bergland verpflanzt worden sein . . .

Aber vor der Zeit Karls des Großen gibt es keinerlei Zeugnisse für die Kultur des rheingauischen Weines^{14b)}“.

IV.

Die wunderbare Brücke. Die Johannisnacht.

Es fragt sich aber, ob jene Rheingauer Volkstradition nichts weiter enthielt, als daß sie Karl d. Gr. zum Vater des Rudesheimer Nebenbaues machte. Gern verknüpft sonst die Volksfage wunderbare Vorgänge mit Erinnerungen historischer Art; hier würde aber, soweit unsere bisherige Feststellung geht, nichts vorliegen, als ein ziemlich nüchternes „historisches Faktum“ (im Sinne der Sage, nicht der wirklichen Geschichte). Wenn wir dort einen sicheren Beweis für das Vorhandensein einer solchen Sage führen konnten, so können wir für das Folgende nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis erbringen.

Wunderbrücken begegnen uns in vielen Mythen und Sagen. Wie es scheint, beruhen sie auf uralter Belebung von Naturvorgängen, wie Regenbogen oder Spiegelungen ähnlich der Fata Morgana. Die Brücke Bifröst in der Edda ist das bekannteste Beispiel; man erklärt den Namen als „bebende Strecke oder Brücke“ und leitet sie aus den Erscheinungen des Regenbogens ab¹⁵⁾. Die Asen ziehen auf derselben nach Walhall; gegen die Riesen muß man sie bewachen; mit der Götterdämmerung wird sie zusammenbrechen. Von wunderbaren (ledernen, eisernen, silbernen) Nebelbrücken erzählt das Volk sich viel in den Alpenländern¹⁶⁾. Nach persischem Glauben führt von der Erde ins Jenseits die haarscharfe Scheidebrücke, die unseren Dichtern vielfach zum sittlichen Symbol geworden ist, z. B. Rückert¹⁷⁾:

Zwischen Zeit und Ewigkeit
Steht die Scheidungsbrücke . . .

Auch Eichendorff scheint davon abhängig, wenn er singt¹⁸:)

Die Welt mit ihrem Gram und Glück,
Will ich, ein Pilger froh bereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.

Um aber bei neueren und deutschen Sagen zu bleiben, so werden über den Regenbogen die Seelen der Gerechten von den Schutzengeln in den Himmel geführt. Ober: auf dem „Himmelstring“, d. i. dem Regenbogen, steigen die Toten zum Himmel empor, die Engel zur Erde hernieder¹⁹). Aber auch andere Wunderbrücken gibt es. Von der Landstrone nach Neuenahr spannte sich über die Ahr hin eine Brücke, damit zwei Freunde oder ein Liebespaar länger zusammensein oder zusammentommen konnten²⁰). In Thüringen soll einst von der Schleusenburg nach Oberkranichfeld eine Luftbrücke gebaut und begangen worden sein²¹). Einer Mirage vor Alton erwähnt Kaufmann²²), worin eine große Brücke, auf der man Reiter und Fußgänger sich bewegen sah, einen Hauptbestandteil bildete.

Aber schwerlich haben Müller oder Geibel an eine Luftbrücke gedacht, sondern sie lassen Kaiser Karl über eine Wasserbrücke wandeln. Nun ist ja von vornherein zugegeben, daß Müller bei seiner Anwesenheit in Bingen oder Rüdesheim einen wunderbaren Mondabend am Rhein kann erlebt haben, der seine dichterische Phantasie von selbst auf das Bild einer Wunderbrücke geführt hätte. Nicht einmal der Kalender erhebt Widerspruch, da am 14. August des Jahres 1827 Vollmond war. Ebensovienig ist aber zu vergessen (und auch die späteren Bearbeiter des Stoffes bestätigen dies), daß gerade Vollmond bei solchem Zauber nötiges romantisches und poetisches Requisite ist. Wie man sich diesen Zauber zu denken hat, kann Fontane lehren, der in „Grote Minde“ (13. Abschnitt) ähnliche Erscheinungen auf dem Spiegel der Elbe schildert: „Die Nebel waren fortgezogen,

silbergrüne Wiesen dehnten sich hüben und drüben, und dazwischen flimmerte der Strom, über den der Mond eben seine Lichtbrücke baute.“

Aber Dichterphantasie und Volksphantasie ist nicht allzu verschieden. Seit Petrus auf Geheiß seines Meisters so wunderbar über die Wellen wandelte, ist dies eine Lieblingsvorstellung des christlichen Volkes geworden; in zahllosen Legenden wandeln Menschen trockenen Fußes über das Wasser²³). Ich erinnere hier nur, wegen der Nähe des Schauplatzes, an die heilige *Riça*, die bei Koblenz über den Rhein oder die Mosel geht. *Gertrudis*, Kaiser Karls und seiner ersten namenlosen Gemahlin Tochter, ging über den brückenlosen Main, und bis heute sieht dort der Schiffer in den geträufelten Wellen der Fürstin Fußstapfen²⁴). Ähnliche Sagen werden aus dem Aargau berichtet, wo die Königstochter auf der Aare bis in den Rhein wandert. „Noch sieht der Fromme in stillen Nächten die Fußstapfen der Königin auf den Wellen der Aare in mildem Glanze leuchten.“ Warum soll, was man sich von Karls Tochter erzählte, nicht auch von diesem selbst erzählt worden sein?

Nach dem Volksglauben haben drei Tage im Jahre besondere Bedeutung für den Wein: Christnacht, Neujahr und Johannistag oder -nacht. In der Stunde, wo Christus geboren wurde („mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“), da verwandelt sich alles Wasser in Wein. Aber auch: „wenn's ein gutes Weinjahr geben soll, so hört man in der Christnacht um 12 Uhr ein Klopfen an den Butten der Kelter“²⁵). Goethe ließ sich von Wallfahrern auf dem Rochusberge erzählen: „Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr“²⁶). Neujahr ist wohl nur Stellvertreter für Weihnachten. So heißt es bei Uhland, Die Geisterkelter (1834), von Neujahr:

Er kündet froh und preiset laut,
Was ihm die Wundernacht vertraut;
Denn wenn die Geistertelter schafft,
Ist guter Herbst unzweifelhaft.

Aber noch heiliger und bedeutungsvoller ist die Zeit der Rebenblüte, die gewöhnlich um die Zeit Johannis des Täufers (24. Juni) fällt. „Soll es ein gutes Weinjahr geben, so steigt, zur Zeit der Rebenblüte, ein süßer Weinduft aus dem Boden [des versunkenen Schloßtellere] hervor.“ In Ettendorf „hört man zur Zeit der Rebenblüte ein Klingeln“, das rührt von einem Schellenmännlein, das mit hellem Silberglöcklein durch die Rebengelände wandelt und guten Wein verheißt. Ähnlich fidelt in Brunstadt das Weingeigerlein²⁷⁾. Wenn man am Johannistag die Weinstöcke schüttelt, so bekommt der Wein ein „Bodengefähr“, d. i. einen angenehmen Geruch und Erdgeschmack²⁸⁾. Brentano weiß von der Mittsommerzeit,

„da der Wein im Faß sich rührt, weil er Rebenblüte spürt“²⁹⁾.

So ist kein Wunder, wenn gerade in der mit Wundern über und über gesegneten Johannismacht³⁰⁾ Kaiser Karl sich aufmacht, um nach seinen Reben zu sehen. Ich glaube nicht, daß Dichter sich das bloß so zurechtgelegt haben; vielmehr ist es eine Volkstradition, die sehr wohl zu all dem andern Glauben und Aberglauben stimmt, der sich an das Johannisfest einerseits, andererseits an die Gestalt des ersten großen Kaisers knüpft.

Wir dürfen m. E. deshalb mit Recht annehmen, daß jene Volkstradition im Rheingau, mit deren Untersuchung wir uns beschäftigen, sich also kurz zusammenfassen läßt: Kaiser Karl hat (von Ingelheim aus?) Reben aus Orleans bei Rudesheim pflanzen lassen; in der Johannismacht wandelt er über den Strom und sieht nach seinen Reben, bei Mondenschein kann man noch jetzt seine Fußstapfen im Strome sehen.

Besteht dieser Schluß einigermaßen zu Recht, so ist auch W. Müller mit seiner Idee gerechtfertigt, die darstellen sollte: „die goldene Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rudesheim darüber strahlte, und worauf Kaiser Karl hinüberschreitet, um nach seinen Reben zu sehen.“ Es ist das für uns also keine bloße „dichterische Vorstellung“ mehr, keine unvolkstümliche Fiktion, sondern sein Plan ruhte wirklich auf einer damals noch an Ort und Stelle lebendigen Volks Sage. Dabei sei aber zugegeben, daß auch der Dichter Müller, von jener Sage gepackt, jene volkstümliche Grundlage sofort erweitert hat, besonders in der Betonung der „goldenen Brücke“; worin es ihm dann alle seine Nachfolger gleich taten. Kehren wir zu Geibel zurück, so finden wir noch eine, allerdings naheliegende Erweiterung, die vielleicht auch schon Müller vorgeschwebt hat. Woher kommt der Kaiser bei seiner nächtlichen Fahrt? Hätte die Rheingauer Tradition auch diese Frage sich gestellt, so hätte sie wahrscheinlich geantwortet: von Ingelheim herüber. Stellten Müller und Geibel oder sonst wer die gleiche Frage, so lautete gewiß die Antwort: aus dem Grabe! Also muß er die weite Reise von Aachen bis nach Rudesheim machen; er muß aus dem Grabe erstanden sein. Dies letzte Motiv in Geibels Dichtung — ob Müller es sich schon gestellt, muß ja in der Schwebe bleiben — schreiben wir nicht der Volks Sage zu, sondern der poetischen Imagination. Das schließt aber nicht aus, daß auch dies Motiv weiter zurückreicht. Ja, es hat sogar eine reiche Geschichte. Dies soll der nächste Abschnitt darlegen.

V.

Der aus dem Grab erstehende Kaiser Karl. — Die Romantiker. — Der wandernde Kaiser, zuerst bei Beer (1829).

Die Spuren solchen Volksglaubens, wenn auch für Karl d. Gr. nicht allzu häufig bezeugt, reichen sichtbar bis

ins frühe Mittelalter zurück. Erinnern wir uns, wie Otto III. im Jahre 1000 sich der Gruft seines großen Vorgängers nahte, und welcher Fabelkranz sich an dies Ereignis geknüpft hat! Solche Fabeln aber setzen einen allgemeinen Volksglauben voraus, daß große Männer, wie Karl, nicht sterben, sondern weiterleben. Nicht in Grabeshügeln oder Kirchen denkt sich das Volk solche Herrscher ruhend, sondern in Bergeshöhle oder auch in Wassertiefen ruhen und wohnen sie. Es entspricht das zugleich dem allgemeinen Seelen- und Totenkult der Germanen. So ruht auch Karl im Oesenberge oder bei Herstelle; oder in dem tiefen Brunnen bei der Burg von Nürnberg; oder als Karl Quinte im Sudensberge im Hessenlande; am bekanntesten geworden ist wohl sein Schlaf im sagenreichen *Untersberge* bei Salzburg, wo er im Verein mit Kaiser Friedrich haust — ich brauche Allbekanntes nicht weiter auszuführen: es ist ein Volksglauben, der einen alten Göttermythus auf Helden, Fürsten, Könige und Kaiser überträgt²¹⁾. Auch wie diese Vorstellung bei unserem Volke weitergelebt und sich allmählich unter seltsamer Wandelung geschichtlicher Persönlichkeiten in der berühmten *Ryffhäuser-Sage* gleichsam krystallisiert hat, setze ich als bekannt voraus. Höchstens das eine möchte ich noch betonen, daß des Volkes Sehnsucht besonders in schlimmen Tagen zu solchen Sagen sich flüchtet und daß sich mit dem Auferstehen der Helden gewöhnlich die Erwartung großer Kriege und entscheidender Schlachten, oft auch die Sage vom Antichrist und vom Weltuntergange, und eschatologische Vorstellungen von besseren Zeiten oder der Welt-Erneuerung verknüpft. Ubrigens beschränken sich solche Sagen nicht auf uns Deutsche; bei vielen Völkern, in der ganzen Welt finden wir Ähnliches wieder: in Spanien, Schottland, bei Dänen, Polen, Tschechen, Serben usw. So sammelt in den schottischen Grampians-Bergen Tom der Reimer seine Ritter und wartet, bis der rechte Mann kommt,

dem die brittischen Inseln gehorchen sollen. Oder: Marko, der Königssohn, schläft in den Gebirgen Serbiens. Wenn einmal das Schwert, das er in das Adriatische Meer geschleudert hat, durch die Flut ans Land gespült wird und in die Hände eines Helden gerät, dann bricht Marko aus dem Gebirge hervor und gründet das große Slavenreich im Süden²¹⁾.

Gemeinsam ist all diesen Sagen, daß die unterirdisch fortlebenden oder -schlafenden Helden zeitweilig erwachen oder bei bestimmten Ereignissen ihre Gruft verlassen. Das muß also auch von Karl d. Gr. gelten; aber zunächst und hauptsächlich konnte dieser Glaube nur fern von Aachen entstehen und sich halten. Denn daß man hier ihn oder seinen Sohn Ludwig sich jemals im L o u s b e r g hausend gedacht habe, ist bloß der schlechte Scherz eines späteren Stribenten²²⁾. Hier in Aachen konnte zwar die Kenntnis seines Grabes verloren gehen; aber nicht der Glaube, daß er wirklich im Münster ruhe bzw. geruht habe.

Ist nun aber ein Volksglaube nachzuweisen, daß der Kaiser aus seiner Münstergruft erstanden sei? Sicher ist das nicht. Zwei Zeugnisse aus dem Mittelalter hat man darauf bezogen; die eine setzt wohl die Gruft in Aachen voraus, aber ohne sie ausdrücklich zu nennen. Zum Jahre 1099 nämlich berichtet E d e h a r d v o n A u r a oder A u r a c h in seiner allgemeinen Chronik davon, daß manche Kreuzfahrer, von falschen Proppheten verführt, geglaubt hätten, Kaiser Karl sei auferstanden, um am Kreuzzuge teilzunehmen (M. G. H. SS. VI, 215): inde fabulosum illud confictum est de Karolo Magno quasi de mortuis in id ipsum resuscitato et alio nescio quo nihilominus redi-vivo . .²³⁾. Offenbar ist dies eine „unmittelbare Zutat der fortbichtenden Volkspheantasie“, die schließlich Karl schon bei Lebzeiten den Zug zum heiligen Lande unternehmen ließ. Auch die Sächsische Weltchronik berichtet im 13. Jahrhundert von den Kreuzfahrern: „Se wänden ôc, dat de

König Karl upgestanden wäre und mit in vore unde se geleitete“³⁵). Nun wäre die Sache für Aachen entschieden, wenn richtig wäre, was Rampers behauptet, daß gerade hier in Aachen der Volksglaube gelebt habe, man erwarte Karls Auferstehung und Wiedertekehr vor dem Weltgerichte: er beruft sich auf den Humanisten Johannes von Montreuil (de Monasteriolo), der zur Zeit der großen Reformkonzilien lebte. Aber Rampers hat die betreffende Stelle³⁶) falsch bezogen: nicht von Karl d. Gr. glaubte man in Aachen, sondern die Briten glaubten vom sagenhaften König Artur, daß er vor dem Weltende wiedertekehren wird³⁷).

Von einem bestimmten, in Aachen und Umgegend lokalisierten Glauben des Volkes an Karls Auferstehen aus der Münstergruft, kann also nach den Zeugnissen des Mittelalters nicht die Rede sein; wohl aber dürfen wir behaupten, daß auf dem Hintergrunde solch allgemeinen, auch von Karl nicht abliegenden und anderwärts für ihn bezeugten Fortlebens des Helden ganz natürlich ist, wenn in politisch bewegten Zeiten die Dichter, die beweglichsten aller Volksgenossen, sich diesen Zug lebendiger Volkssage aneignen, um es als poetisches Bild weiter auszumalen. Aber auch das ist erst spät geschehen. Wenn in der Neuzeit die Kyffhäuser-Sage andere und auch König Karl allmählich zugunsten Friedrichs verdrängt hat³⁸), so lassen erst die Freiheitskriege unsere Dichter auch zu Karl zurückkehren. Daß sie ihn dann nicht, wie Barbarossa aus dem Kyffhäuser, so aus seiner Bergesgruft erstehen lassen, sondern aus seinem Grab in Aachen unterm Münster, obwohl ja seine Gebeine längst nicht mehr unterirdisch ruhten, das hängt wieder mit dem historischen Gange des Befreiungskampfes zusammen. Der Rhein war frei geworden, durchs Rheinland ging der Marsch der verbündeten Heere, über Aachen wälzte sich ein Teil derselben in die Niederlande hinein, und die alte Kaiserstadt gewann plötzlich wieder die ihr längst verlorene politische

Bedeutung. Von den Dichtern betreten viele selbst das Münster und standen ergriffen auf dem Steine inmitten des Oktogons, wo damals zu lesen war: Carolo Magno. Keiner dieser Besucher zweifelte, daß darunter die Gebeine des großen Helden ruhten oder einst geruht hatten. Sie sahen den altertümlichen Marmorthron im Hochmünster, und des alten Reiches Macht und Herrlichkeit erstand wieder vor ihren geistigen Augen. Da ruft als erster *M a r v o n S c h e n k e n d o r f*, Am 28. Januar 1814' den Kaiser zum tausendjährigen Gedenktag seines Todes aus seiner Gruft herauf³⁹⁾:

Hat dir von uns'rer Welt
Im Grabe nicht geträumet?

.

Nun rufen wir dir zu:
Geliebtes Haupt, erwache,
Ersteh von langer Ruh!
Vollziehe du die Rache.

Steh auf in Herrlichkeit
Nimm Schwert und Szepter wieder,
Dann kommt die bess're Zeit.
Vom Himmel zu uns nieder (usw.)

Und wiederum gibt derselbe⁴⁰⁾ der Sehnsucht Ausdruck, daß ein neuer Kaiser sich auf den Stuhl des großen Karl setzen möge:

Komm vom Himmel uns herab,
Den wir alle froh begrüßen,
Dem wir sinken zu den Füßen,
Steig' empor aus tiefem Grab!

Etwa gleichzeitig erinnert *F r i e d r i c h R ü d e r t* an den „Stuhl zu Aachen“⁴¹⁾. Anspielend auf einen geschichtlich nicht ganz aufgeklärten Vorgang, der sich im Jahre 1804 zugetragen haben mußte⁴²⁾, wo die Kaiserin Josephine sich im Übermut auf den Krönungsstuhl im Hochmünster gesetzt haben soll, weiß er zu berichten:

Aber Karls des Großen Schatten
Stieg zuletzt aus seiner Gruft —
Oder ist's sein Geist gewesen,
Der vom Himmel niederfuhr?

August B e r c h t⁴³⁾ läßt den Marschall Blücher auf des Kaisers Grabe im Münster mit dem Aufwachenden ein Zwiegespräch halten.

Wilhelm S m e t s hat dann in einem allerdings späteren Gedichte⁴⁴⁾ den bloßen Wunsch in einfache Handlung umgesetzt. Bei der Erhebung der Leiche Karls habe man alle Insignien (Krone, Schwert, Sporen, Mantel) unter die Fürstentümer verteilt; nur das elfenbeinerne Hüfthorn und der steinerne Krönungsstuhl sei im Münster zurückgeblieben; und darum sei jetzt Karl zu „des Reiches Grenzwächter“ geworden:

Als des Reiches treuer Wächter
Nachts aus seinem Grab er steigt,
Forcht, ob teutschen Ruhms Verächter
Sich nicht kampferüstet zeigt.

Und sein Hüfthorn halt es wieder,
Ruft, zum Kampf sich aufzuraffen;
Auf den Stuhl dann sitzt er nieder,
Betend für des Reiches Waffen.

Als nun diese patriotische Tendenz, die Sehnsucht der Besten nach Einigung des Reiches ein frommer Traum blieb, als vielmehr die Zersplitterung größer wurde und die gegenseitige Eifersucht sich immer hitziger gebärdete, da nimmt es uns kein Wunder, wenn die Verdrossenheit mit den politischen Zuständen auch in pessimistisch-sarkastischer Weise am gleichen Stoffe zum Ausdruck kommt. Das ist zuerst der Fall in einer Ballade des jung verstorbenen Michael B e r (1800—1833)⁴⁵⁾.

Um Mitternacht in Aachen,
Im Dome unterm Chor,
Da steigt aus seinem Grabe
Der Kaiser Karl hervor.

Nun läßt er den Kaiser sich umsehen in seinem, im deutschen Lande; aber leider findet er alles verändert, das Reich und seine Macht vernichtet, kehrt um und legt sich enttäuscht wieder ins Grab. Ein politisches Gedicht also, über dessen Entstehung wir durch Beers Briefwechsel mit Immermann gut unterrichtet sind⁴⁶). Am 29. November 1829 übersandte er von Paris aus dem Freunde diese „phantastische Romanze“, die er „bereits in Aachen selbst, wo sie entstanden, vollendet hätte“, wenn ihm „nicht ein fataler Kopfschmerz durchs Gehirn gefahren wäre“. Nun erfahren wir zufällig aus Alfred v. Reumonts Jugenderinnerungen, daß Michael Beer in Aachen beim 2. Niederrheinischen Musikfeste (7.—9. Juni 1829) auftauchte⁴⁷). Damals, als er, von Düsseldorf kommend, das Aachener Münster besichtigte und unter Barbarossas Kronleuchter auf dem Stein mit der Inschrift *Carolo Magno* stand (worunter er, wie fast alle Besucher, die Stätte des Grabes annahm), muß der Plan in dem Dichter aufgetaucht sein. Immermann tabelt an dem Gedichte, daß die politische Idee nicht rein und scharf genug hervortrete. Das Gedicht erschien nach des Dichters frühem Tode dennoch unverändert in den Gesammelten Werken (1835); der Titel stammt vielleicht erst von Beers Freunde, dem Herausgeber Eduard von Schenk.

Wie Beer selbst gesteht, lehnt er sich stark an, ja er hat die Einkleidung selbst entlehnt von Zedlitzens Ballade „Die nächtliche Heerschau“:

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab . . .

die, 1828 gedichtet, damals Aufsehen machte, bald in alle lebenden Sprachen Europas überseht und vielfach parodiert wurde⁴⁸). Freilich wirkt Beer, gegen Zedlitz gehalten, nüchtern und prosaisch, wie er überhaupt ein Verstandesmensch war. Während Beer mit müder Resignation schließt, weckt Zedlitz Begeisterung, wenn auch für Fremde:

„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Losung „St. Helena!“

Möglicherweise aber hat auch ein zweites, weniger bekannt gewordenes Gedicht von Hedliß Beers Darstellung mitbeeinflusst, vorausgesetzt freilich, daß auch das „Geisterschiff“ damals schon veröffentlicht und ihm bekannt war⁴⁹). Jedenfalls bewegt sich dessen Gedanke in der gleichen, zeitgemäßen Richtung.

In der Nacht des fünften Mai erwacht in der Gruft von St. Helena Napoleons Leib, besteigt das Geisterschiff, das, die Segel vom Winde geschwellt, ihn rasch der geliebten Heimat entgegenträgt; aber vergeblich sucht er sein altes Reich, seinen Thron und seinen Erben:

„Er sucht seine Städte und findet sie nicht,
Er suchet die Völker umher,
Die, als er gewandelt im Sonnenlicht,
Ihn umwoigt wie ein flutendes Meer!“

Wir sehen, wie hier dies Motiv der Karls- und deutschen Kaisersage mithilft, den in Frankreich neu erwachten Napoleonkult zu stützen⁵⁰). Das Motiv hatte freilich schon fast zehn Jahre früher⁵¹), mächtiger und poetischer, Heinrich Heine in den „Grenadieren“ benutzt:

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blißen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab' —,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!

Karl und Napoleon! Eigenartig, daß auch die Literatur darauf zurückführt! Wie der Korse geflißentlich seiner Herrschaft mit seinem großen Vorgängerr, dem Gründer des Frankenreiches, in Beziehung zu setzen wußte, wie er sich gern als den größern Karl feiern ließ, wie er hietum besonders in Aachen bemüht war⁵²), ist uns bekannt: es war für ihn ein politisches Mittel gewesen, Sympathien zu gewinnen:

Rehren wir aber zu unserem Thema zurück, so hat sich erwiesen, daß die Wanderung des Kaisers Karl aus seiner Gruft in Aachen an den Rhein keine, weder alte noch junge, Volks Sage darstellt, sondern nur auf „poetischer Imagination“ beruht, die von der vaterländisch erregten Romantik ihren Ausgang genommen hat. Immerhin ist sie so volkstümlich gehalten und aufgefaßt, daß man sie kaum von echter Sage zu unterscheiden vermöchte, wenn man ihr nicht in literarhistorischer Untersuchung auf den Grund sieht.

VI.

Die literarische Entwicklung der Müllerschen Idee (1827) bis zu Freiligrath (1843). Beurteilung der verschiedenen Fassungen.

Doch retten wir uns vom politischen Gebiet und Lied wieder auf neutralen Grund und Boden, kehren wir zu den Neben und zum Rhein zurück! Wir müssen die literarische Entwicklung unseres Stoffes von Karl dem Nebenpflanzer noch erweitern und zusammenfassen. Gleichzeitig mit Beer, der von W. Müller und seiner schönen Idee noch nichts wissen konnte, verfaßte August Wilhelm v. Schlegel sein „Trinklied. Zu singen am Namenstage Karls des Großen“⁵³).

Hier begegnen uns die schon oben hervorgehobenen Gedanken von Kaiser Karls Neben. Ich würde freilich diese schlechten, in geschraubtem Wiß einherstolzierenden Verse des allzu eitlen Mannes, dem wir so vortreffliche Übersetzungen fremder Meister verdanken, gerne übergehen, wenn nicht der große Name Schlegels wie auch die Stelle der Veröffentlichung (Berliner Musenalmanach f. 1830) es wahrscheinlich machte, daß gerade durch seine Verse die nächsten Bearbeiter auf Karls Neben aufmerksam wurden. Schlegel preist den „edlen Jngelheimer“ und rühmt von Karl:

Um Rüdeshheimer Berge
Hat er den Wein gepflanzt,
Wo Nixen sonst und Zwerge
Um Hattos Turm getanzt.

Die „Nixen“ und namentlich die „Zwerge“ tanzen natürlich nur um des Reimes willen um Hattos Turm⁵⁴).

Ob Geibel, als er die „Rheinsage“ dichtete, auch Schlegels Verse gekannt hat, können wir nicht ohne weiteres entscheiden. Er ist aber, wie es scheint, der erste gewesen, der (1834, s. oben) Karl als den Nebensegner vorführt. Denn die beiden andern Dichter, die wir noch zu nennen haben, haben ihre Dichtungen erst nach diesem Jahre ausgeführt. Offenbar an Schlegels Anfangs- und Schlußstrophe:

Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann,
Und jeder Deutsche stoße
Mit seinem Becher an!

wie auch an die schon vorgeführten Zeilen seines Liebesknüpfs der Österreicher Adolf Ritter zu Eschabuschnigg an, dessen Lied ich nur aus einer neueren Anthologie anführen kann⁵⁵), ‚Die Rheinbrücke zu Rüdeshheim‘:

Zu Rüdeshheim am Rheine,
Da wächst ein edler Wein,
Der Kaiser Karl soll leben!
Er pflanzte die edlen Neben
Zu Rüdeshheim am Rhein.

Das Gedicht findet sich aber weder in der ersten noch zweiten (und den folgenden) Auflagen von Eschabuschniggs Gedichten (Wien 1833; ² 1841; ³ 1864; ⁴ 1871); noch ist es in einer seiner sonstigen Sammlungen (Neue Gedichte 1851; Aus dem Zauberwalde 1856; Nach der Sonnenwende 1876; in Reclams Univ.-Bibl.) nachzuweisen.

Genauer läßt sich die Entstehungszeit angeben für J o h. B a p t. R o u s s e a u s Dichtung, die ganz sicher nach Geibel,

vermutlich aber auch nach des Österreichers Versen entstanden ist. „Karl der Traubensegner“ findet sich zuerst im: Omnibus zwischen Rhein und Niemen, Nr. 5 (1840) Nr. 6 S. 21 (Rheinsagen von J. B. Rousseau: ‚Die Geisterbrücke bei Rüdesheim‘), sodann in den Gesammelten Dichtungen Rousseaus, Bdch. 1 (Wien 1841) S. 18 und dürfte wohl nicht lange vor 1840 gedichtet sein. Denn es steht in keiner der früheren Sammlungen seiner Gedichte, auch noch nicht in den ‚Romanzen und Zeitbildern‘ Düsseldorf 1838, in die unser Gedicht so gut hineingepaßt und in die es auch gewiß Aufnahme gefunden hätte, falls es damals schon vorgelegen. Somit wird die Entstehungszeit wohl zwischen 1838 und 1840 liegen⁵⁹).

Ein Vergleich der drei Bearbeitungen, der sich uns von selber aufdrängt, ist nicht bloß ästhetisch anziehend, sondern kann vielleicht auch die Bestimmung ihrer Zeitfolge noch verstärken und bestätigen. Offenbar hatte der österreichische Dichter, als er die „Rheinbrücke“ schrieb, den Rhein noch nicht mit Augen gesehen und kannte die Anlage rheinischer Weinberge nicht, wenn er von Kaiser Karl sagt:

In ihren Laubgewinden
Verfaß er manche Zeit,

oder weiterhin:

Jenseits in grünen Lauben
Schwellen und reifen die Trauben.

Er denkt sie sich eben wachsen, wie im Süden, wie es auch in seiner kärntischen Heimat der Fall war. Rousseau aber verrät ebenso durch den Anfang seiner Romanze, daß er in Aachen längere Zeit ansässig gewesen ist. Unser besonderes Interesse konzentriert sich auf die „Wunderbrücke“. Bei Eschabuschnigg sind es die Elfen, die auf sein (d. i. des Kaisers) Gebot die Brücke bauen; sie weben dieselbe „aus Mondesstrahlen und Tau“, und zwar hoch über die Wogen,

also eine Luftbrücke. Anders bei Rousseau. Der Zauberstab verfehlt den Kaiser aus dem Grabe unmittelbar an das Rheinufer gegenüber von Rudesheim. Ob er nun selber mit dem Stabe auch die Brücke hinzaubert, wird nicht deutlich; doch scheinen auch hier Sterne und Mond dieselbe zu bauen, wenigstens zu bilden:

Die Strahlen der Sterne entsteigen
Wie schlante Pfeiler der Flut;
Eine blühende goldene Brücke
Der Mond auf der Fläche ruht.

Demgemäß geht diese Brücke nicht hoch, dem Regenbogen gleich, sondern senkt sich unmittelbar auf das Wasser. Schlicht und einfach gehts bei Geibel zu; die wunderbaren Tatsachen sind da, aber sie kommen uns ganz natürlich und selbstverständlich vor; die Brücke entsteht, ohne Elfenhilfe und ohne Zauberstab! Geibel bedarf auch keiner besonderen Motivierung, wie und weshalb der Kaiser nach Rudesheim will. Die beiden andern aber glauben das ausführlich motivieren zu müssen. Bei Eschabuschnigg ist das Motiv eigenartig, aber es schmeckt stark materialistisch und selbstüchtig: nur weil Kaiser Karl bei Lebzeiten den Saft seiner Trauben nicht gekostet, weil er darüber weggestorben ist, deshalb muß er aus dem Grabe zurückkehren; es will uns zweifelhaft vorkommen, ob solch schlechterhafte Begier solche Wunder wert sei. Bei Rousseau leitet den Kaiser wenigstens ein höheres Interesse:

Noch in der Gruft zu Aachen
An seine Schöpfungen denkt,
Karol, der dem Volk am Rheine
Die ersten Trauben geschenkt.

Darum muß er in der Zeit der Traubenblüte seine Rebpflanzungen besichtigen und segnen. Seltsam aber ist, daß Karl bei Rousseau mitten auf der Brücke Halt macht, hier — die Brücke wäre also eigentlich unnötig gewesen — seinen

Segen spricht und dann, ohne nach Rüdeshcim hinüberzugehen, nach Aachen zurückkehrt. Hier sieht man deutlich, daß Rousseau von seinen Vorgängern die *B r ü c k e* übernommen hat, die er nur als Staffage braucht, ohne Notwendigkeit und Zweck. Der Rärtnier Poet, in allem glücklicher als der manierierte Rousseau, erwähnt der Rückkehr gar nicht; fast als ob's dem Kaiser beim Trunke so wohl behagte, daß er wie ein Lotophage der Heimkehr vergessen hätte! Auch hier ist Geibel der feinere Dichter: Der Kaiser vergißt nicht, die Neben zu segnen „an jedem Ort“, und dann erst wandert er nach Aachen zurück. Daran, daß Eschabuschnigg und Rousseau ausführlich und besonders motivieren zu müssen glauben, geben sie sich als die Späteren, als die Nachahmer kund. Wenn sie beide den Kaiser aus der Gruft in *A a c h e n* kommen lassen — Eschabuschnigg hätte das gar nicht nötig gehabt⁵⁷⁾ — so schließe ich aus diesem Umstand, daß beide Geibels Dichtung vor Augen hatten. Für Eschabuschnigg folgere ich dies auch noch aus verschiedenen Einzelheiten; so läßt er den Kaiser hinüberschreiten „vom Krönungstalar umbreitet“. Vgl. bei Geibel: „mit Schwert und Purpurmantel“. Ferner: „in goldnem Mondenschein“; bei Geibel: „in goldner Mondenpracht“. Endlich kann man auch auf den Titel „Die Rheinbrücke *b e i R ü d e s h e i m*“ hinweisen; vgl. den Anfang bei Geibel. — Daß Rousseau sowohl den Oesterreicher wie auch Geibel gekannt hat, ist an sich bei seiner, besonders in Almanachen und Taschenbüchern betundeten journalistischen Geschäftigkeit und Literaturkenntnis wahrscheinlich. Sein Gedicht scheint es ebenso zu zeigen durch das fast krampfhafte Bemühen, um jeden Preis Neues zu bringen, was von den Vorgängern abweicht.

Es unterliegt wohl für die Gegenwart keinem Zweifel mehr, daß von den drei Gedichten, deren jedes seine besonderen Vorzüge hat und keines für durchaus mißlungen gelten kann, dennoch dasjenige Geibels dichterisch am wertvollsten ist.

Alle Beurteiler stimmen darin überein; freilich hat es auch nicht an einer Ausnahme gefehlt.

Seibels ‚Gedichte‘ fanden beifällige Aufnahme beim Publikum — er selbst erlebte noch die 100. Auflage d i e s e r ersten lyrischen Sammlung! — aber die zeitgenössische Kritik hat ihn, zum Teil mit Recht, ziemlich unsanft behandelt. Eine Besprechung in den „Hallischen Jahrbüchern“ von Schtermeyer und Ruge, dem angesehenen Organ der jungdeutschen Schule, nimmt insbesondere unsere „Rheinsage“ aufs Korn: „Ein recht sonderbares Gedicht. . . Es ist Nacht, der Mond spiegelt sich im Rhein, Kaiser Karl steht aus dem Grabe auf — wie sich versteht, mit Krone und Purpurmantel — und was tut er?“

Bei Rudesheim, da funtelt
Der Mond ins Wasser hinein.

Wie, bloß bei Rudesheim? Aber weiter:

Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Nun, aber doch wohl keine Brücke zum Fahren und Gehen, sondern eine solche, wie sie Anastasius Grün in seinem „Schutt“ aus den Strahlen der Abendsonne nach Amerika baut, bloß eine Brücke für die Phantasie? Nein:

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Und dies ist sein ganzes Tun; denn nachdem er es getan, geht er wieder nach Aachen und legt sich schlafen. Es ist gut, daß diese Brücke der Mondstrahlen überall sein kann, wo sich ein Auge befindet, nicht bloß bei Rudesheim; denn dies kann dem Kaiser vielleicht helfen, leichter nach Aachen zu kommen. Und solche Schwebelei ohne Gedanken und Anschauung soll eine Rheinsage sein o d e r w e r d e n!“

Ohne Zweifel ist diese Kritik, wie die ganze Besprechung, ungerecht gegen den Dichter. Der Rezensent durfte die Romane ablehnen, ihr Trivialität oder Weichlichkeit vorwerfen, das war sein gutes Recht; aber was er angreift, ist Phantasie und das Wunderbare — und doch hat das Wunderbare seit dem berühmten Streit zwischen Gottsched und Bodmer, den Schweizern und den Leipzigern, in unserer Poesie über den rein nüchternen Verstand immer wieder gesiegt. Keine Epoche hat es ausschließen können, selbst der Realismus, kraffteste Naturalismus hat es, in seiner Weise, in seinen Dienst gestellt. Wo erzielt z. B. Gerhard Hauptmann tiefere Wirkungen, als wenn er mitten zwischen die grausamen Zustände im Armenhause (in „Hanneles Himmelfahrt“) unmittelbar das Himmelswunder hineinstellt? Da werden wir doch auch Geibel seine Wunderbrücke und dergleichen nicht verübeln, sondern glauben dürfen. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“⁵⁹). Natürlich fordert er von uns, daß wir ihm gläubig zuhören, wie Kinder, die den Märchen der Mutter lauschen. Mit Recht erwiderte a. a. O. Nr. 218, 18. Sept. eine ‚Antikritik‘ von Rgl. — Franz Rugler (1808—1858), der bekannte Kunsthistoriker, selbst Dichter und Geibels treuer Freund — u. a.: „Der Dichter läßt den Schatten Karls aus dem Grabe steigen, die Reben am Rhein hin segnen, er läßt ihn auf der goldenen Brücke, die der Mondschein auf dem Wasser bildet, den Fluß überschreiten — aber das ist dem Rezensenten wieder ‚Schwebelei ohne Gedanken und Anschauung‘. Ich weiß hierauf nichts weiter zu erwidern, als wiederum nur, daß man, um den Dichter zu verstehen, poetisches Gefühl und ein wenig Phantasie mitbringen müsse —, ich appelliere an den Leser.“ Im übrigen tadelt er an der Kritik besonders, daß sie das Gute und Gelungene in der Sammlung geflissentlich übersehen habe.

An die rein poetische Behandlung unseres Stoffes reiht sich abschließend noch ein politisches Gedicht. Es ist Freiligraths „Des Kaisers Segen“⁵⁹). Freiligrath nimmt, zum Teil in wörtlichen Zitaten, unmittelbar Bezug auf Seibels „Rheinsage“, die schon bald weit bekannt und berühmt geworden war. Zudem erklärt sich diese Anlehnung aus dem eben gemeinsam mit Seibel, Schüding und vielen andern, vorübergehend eingekehrten Gästen verlebten lustigen „Poeten-Sommer“ des Jahres 1843 in St. Goar. Vom November 1843, nach Seibels Abreise, ist Freiligraths sarkastische Dichtung denn auch datiert. Es ist auch die im Gedichte vorausgesetzte Zeit; die Wein-Lese ist vorbei, „in Untel trank man Neuen“. Es scheint mir allerdings gegenüber dem schönen Gedanken W. Müllers (Johannis-Nacht und Traubenblüte) keine glückliche Änderung, die den Kaiser von der Traubenlese zurückkehren läßt. Indessen, das Gedicht ist rein subjektiv gehalten; der Dichter geht von den Nebenbergen aus den Rhein aufwärts:

„Ich bin die ganze Nacht hindurch
Den Rhein hinaufgeschritten.“

Da begegnet ihm des großen Kaisers Schatten, um Mitternacht:

Und hinter Erpel in dem Feld,
Da ist er mir begegnet,
Der große Karl, der Frankenheld,
Der seine Trauben segnet.
Er ging mit ernstem Angesicht,
In seinen Grabgewanden;
Er ging einher in Glanz und Licht,
Zum Segnen auferstanden.

Rings aber singen Reben und Felsen ein demokratisches Lied;
sie wissen:

Er segnet nicht im Rheingau bloß
Die stolzen Herrenstöcke,

nicht bloß die Fürstenwinzer und die Fässer der Reichen,
nein auch den letzten Winzer und die Büten armer Halben:

Der Kaiser weiß, was allen frommt,
Am ganzen grünen Strome!
Sanft ruh' er, bis er wiederkommt,
Zu Aachen in dem Dome!

Der soziale Einschlag ist es, das tiefe Mitgefühl mit allen Armen, Elenden, Bedrückten, was den damaligen Gedichten Freiligraths ihre Note gibt; er wandelt sich in jener Zeit zum Demokraten, ist aber noch nicht (wie 1846 im „Ca ira!“) zu den roten Radikalen und Revolutionären übergegangen. So hinterläßt „Kaiser Karls Wanderung“ einen tiefen Eindruck.

Formell wäre noch zu erwähnen, daß die von uns angezogenen Gedichte von Zedlitz (1828 bzw. 1829), Beer (1829 bzw. 1835), A. W. v. Schlegel (1829 bzw. 1830), Seibel (1834 bzw. 1836), J. B. Rousseau (1840) allesamt die gleiche Strophenform aufweisen, also auch in dieser Hinsicht eine kontinuierliche Reihe bilden, die kaum auf Zufall, und bei einigen von ihnen auf bewußter Absicht beruht. Was insbesondere Seibel angeht, so wird dadurch für ihn die Kenntnis des Zedlitzschen Gedichtes sicher erwiesen, vielleicht auch des Schlegelschen.

VII.

Die Epigonen: der auferstehende, der rebenpflanzende, der rebensegnende Kaiser. Bedeutung der „Rheinsage“.

Mit Freiligrath ist die Entwicklung unsres Stoffes abgeschlossen. Die junge, bei W. Müller 1827 zuerst auftretende, aber auf älterem Sagenrunde ruhende „Rheinsage“ ist zusammengefloßen mit dem politischen Strome, der, ebenfalls ein mittelalterliches Motiv in seinem Bette mitführend, von den Freiheitsängern (1814) seinen Ausgang genommen hatte.

Es folgen nun noch einige Epigonen — Nach- und Ausklänge, über die ich mich kurz fassen kann. Vielleicht

sind mir auch einzelne Vertreter entgangen; auf Vollständigkeit kann es hierbei nicht ankommen. Die rein politische Tendenz vertritt noch einmal unser rheinischer Dichter Wolfgang Müller von Rönigswinter (1857)⁶⁰. Nicht gerade zum besten; obwohl er auch Gutes leisten kann, so hat ihn die Leichtigkeit des Reimens zu einem Übermaß der Produktion geführt, die seinem Ruhme schadet. Er läßt den Kaiser nicht wandern, sondern umgehen im Aachener Dome und einen langen Klage-Monolog halten über die Entartung der Deutschen:

Wann wird ein Ziel, ihr Euren,
 Der falschen Art gestellt?
 O Gott, wann wird geboren,
 Der Zukunft starker Held,
 Der auf dem Meer das Ruder,
 Das Schwert im Felde führt,
 Und dem der Name „Bruder“
 Des großen Karl, gebührt?

Natürlich hat er nach 1870, als die Erfüllung da war, einige entsprechende Strophen angefügt. Was er ausdrücken wollte, das hatten Rückert, Geibel und viele andere mit ihrer Wiedergabe der Kyffhäuserfage viel besser gemacht, nicht rhetorisierend, sondern mit frischen Farben eine einfache Handlung vorführend. Wolfgang Müller gibt hier ein Beispiel jener patriotischen Poesie, wie sie nicht sein sollte, wie sie aber, leider oft amtlich abgestempelt und fast aufgedrängt, so lange Zeit Schulen und Land überschwemmt hat. Das ist hoffentlich für allezeit tot und begraben:

Gott schenke ihr Ruh in Gnaden
 Bis über den jüngsten Tag!

Dann sind Kaiser Karls Neben nochmals gefeiert worden von Gottfried Kinkel. Mit jenem echt rheinischen Humor, der ihn trotz aller bitteren Lebensschicksale bis ans Ende nie verlassen hat, läßt er den alten Kellermeister Konrad

selber die Reben von Orleans herüberholen. Ferner in seiner schlichten Weise von dem Schwaben Karl Gerolt⁶¹⁾, (1815 bis 1890), der in seiner Sammlung „Sterne und Blumen“ (1868), zunächst zur Belehrung der eigenen Kinder, dann „der deutschen Jugend zu Lust und Lehre“ acht Stückchen aus dem Leben Karls hübsch erzählt hat, von denen uns das erste und beste Stück so lieb und vertraut geworden ist: „Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren . .“ Aber auch Karl als zweiter Noah ist hübsch fabuliert und ausgeführt.

Endlich kenne ich noch zwei Wiederaufnahmen im Geibelschen Sinne, beide von Dichterinnen. Die eine hat Dorothea von Paschowsky zur Verfasserin⁶²⁾, sie läßt den Schatten aus den Fluten des Rheines emportauchen und den ganzen Rheinstrom entlang wandeln; seltsamerweise kehrt er aber trotzdem in die Gruft nach Aachen heim. Das überlange Gedicht kann von dem Rheingauber nicht genug kriegen: Nixen und Feen — und Rolandssee und Rheinstein — die Lurlei und den Nibelungenhort usw. Die letzten beiden Strophen genügten und wären ganz hübsch, wenn ihr Inhalt neu wäre. Besser macht es E. R e s a — die Verfasserin allerliebster Humoresken und bekannte Mitarbeiterin der „Fliegenden Blätter“ —, die in der Schilderung des „Rheinsommers“⁶³⁾ als Vertreter der Sage neben der Loreley den rebensegnenden Kaiser auftreten läßt; auch sie ist mittelbar von Geibels Gedicht (und schließlich von Müllers Idee) gefesselt:

Und wenn in Morgendüften
Der Mond sein Goldschild neigt,
Aus Aachens Kaisergrüften
Carolus Magnus steigt:
Und segnet all das Leben
Die Höhn und Täler all,
Die Rosen und die Reben
Und jeder Woge Schwall.

Wir sind am Ende unserer Wanderung! Feierliches
Glockenläuten, dem wir von fernen Hügeln am Walbesrande

andächtig lauschten, klingt noch lange nach in unserm Ohr, zittert noch länger nach in unserm Herzen: so auch der Sage liebliches Geläut! *Echte Gesichts-sage* — ich spreche nicht von albernen Fabeleien, nicht von wüsten Entstellungen der wirklichen Geschichte — ist der feinste Extrakt geschichtlichen Sinnes, und ihre poetische Gestaltung durch gottbegnadete Dichter muß wirken wie die Blume und die Kraft guten, alten Weines. Zu solch echter Sage rechne ich auch, trotz ihrer jungen, erst neuzeitlichen Bezeugung und Entwicklung, die Erzählung von Karl dem Traubensegner, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal weil sie uns Kaiser Karl als den großen Kulturträger vorführt, der er, und insbesondere für die Landeskultur, wirklich gewesen ist; dann aber hebe ich nochmals den tiefen, allgemeingültigen, sittlichen Grundgedanken hervor. Wie im Grunde jeder Mensch und wir alle ohne Ausnahme, so fühlt sich erst recht der große Mann nicht an den vergänglichen Augenblick gebunden; sein Augenmaß reicht weiter, seine Wirksamkeit gilt der Zukunft: dem Enkel schattet das gepflanzte Reis, dem Enkel bringt die gepflanzte Rebe Frucht. Darum steigt Kaiser Karl aus der Gruft an die Oberwelt, um sich persönlich vom Gedeihen seiner Pflanzungen zu überzeugen und daselbe mit seinem wunderkräftigen Segen zu begleiten. Von versunkenen Glocken erzählt sich vielerorten unser Volk, deren Schall in geweihter Stunde dem Auserwählten erklingt — und er kann die Töne nimmermehr vergessen: damit möchte ich auch die Sage vergleichen, wie Kaiser Karl am deutschen Strome seine Reben segnet — seit frommer Dichtermund den verschollenen Klang wieder aufgefangen und neugestaltet hat, wird das nimmermehr vergehen und verklingen, vielmehr:

Allen Herzen wird lebendig
Was aus Herzensgrund geboren,
Singt und klingt nun noch beständig,
Bleibt auf ewig unverloren!

Z u s a z.

Nachträglich stieß ich noch auf zwei poetische Zeugnisse des rebenpflegenden Karl, die vor Wilhelm Müllers Rheinreise fallen und wohl auch dafür sprechen, daß am Rhein eine Volkstradition von Karl dem Traubenpfleger bestand. Bei Fouqué in ‚Karls des Großen Geburt und Jugendjahre‘, erschienen im Jahre 1816, aber schon früher gedichtet, vgl. Reumont, *Nachener Sagenkranz* 1829 S. 147, heißt es:

Den nicht die Heiden glauben,
Der kann die Heiden zwingen;
Er schmückt mit Rheines Trauben
Sein frommes Land, und sonst mit guten Dingen.

Helmina von Chézy ‚Die drei roten Rosen‘ (Ein Fragment ihres Rittergedichtes *Karl der Große*, 1820 in der *Iduna* gedruckt; abgedruckt in Raabers *Album. Aachen* 1844 S. 76) sagt:

Und wo der Hügel prangt, den man noch heut
Johannisberg benannt, vom Rhein umwunden,
Da pflegte Karl wohl zur Johanniszeit
Die Rebe, von Italia hergetommen,
Die stets von heil'ger Glut noch ist durchglommen.

Es verdient Beachtung, daß auch Helmina seit 1811 auf einer Rheinreise den Karlsfagen nachgegangen war.

Aus: Michael Beer's Briefwechsel, herog. von Eduard von Schenk. Leipzig 1937 S. 107 und 116. Vgl. unten Anm. 49).

Am 29. November 1829 übersendet Beer an Immermann von Paris aus „eine phantastische Romanze“, die er „bereits in Aachen selbst, wo sie entstanden, vollendet hätte“, wenn ihm „nicht ein fataler Kopfschmerz durchs Gehirn gefahren wäre. Ich habe also mein deutsches Lied auf französischen Gassen beendet. Die Wehmut über den völligen Verfall der eigentlichen deutschen Historie in der neuen deutschen Staatenbildung wird Sie vielleicht einen Augenblick bei mir zu finden überraschen, doch hoffentlich

nicht befremden; denn bei aller Weltbürgerlichkeit meiner Gesinnungen möchte ich doch um alles in der Welt nicht, daß der Grundton meiner Seele kein deutscher wäre. So mag er denn auch einmal aus andern Stimmen hindurchklingen. Möchte er Ihnen nicht wie ein Mißklang ertönen. — Ich habe mich durch den Erfolg der schönen Romanze: ‚Die nächtliche Heerschau‘ von Zedlitz, nicht abschrecken lassen, den schönen geisterhaften Rhythmus dieses Liedergenres zu gebrauchen. Ich denke, Sie finden außerdem nichts eigentlich Initiatives in dem Gedichte, bei dem ich Sie bitten möchte, Patenstelle zu vertreten, d. h. dem Kinde einen Namen zu geben. Ich bin in Verlegenheit um einen guten Titel. Daß Friedrich Barbarossa dem Aachener Dom einen goldenen Kronleuchter geschenkt hat, der über Karls des Großen Grabe hängt, wird Ihnen wohl aus dem Gedichte selbst klar werden, und Ihr feines Ohr wird wohl auch die Assonanzen nicht überhören, die, glaube ich, die reimlosen Zeilen harmonischer machen.“

Am 7. Dezember antwortet ihm Immermann dankend mit einer längeren Kritik: „Die Idee ist schön und poetisch, und das Bild, wie der Kaiser zuletzt sich wieder in seiner Schlafstätte zurecht legt, hat etwas Naiv-Großes. Eine Imitation von Zedlitz finde ich durchaus nicht; es haben schon mehrere Dichter vor ihm Regenten in Balladen aus ihren Gräbern aufsteigen lassen, ohne daß man ihn der Nachahmung bezüchtigen konnte; mit welchem Rechte wollte man das also gegen Sie erheben? — Das ist auch so ein Schreckbild der neuesten verkehrten Tage — die sogenannte Nachahmung; man bedenkt nicht, daß alles in der Kunst von der Nachahmung anhebt, und daß das Werk keines Meisters von sich datiert. Ich habe mich also an der Ballade wahrhaft erfreut und finde, daß sie — eine der schönsten werden kann, die wir besitzen. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel. Sie scheint mir noch nicht ganz fertig zu sein. Der Kaiser sucht sein altes, eines und unteilbares Reich und

findet den Rhein hinauf und links und rechts ab kleinliche Separatstaaten. Das ist doch, nüchtern und trocken ausgedrückt, die Idee des Gedichts. Diese ist nun nur bei Köln markant genug durch die preußische Wache ausgedrückt, bei den übrigen Städten fehlt das eigentlich Signifikante. Mich dünkt, das darmstädtische, frankfurtische, dreiherrisch-mainzische und endlich das bayerische Deutschland muß ebenfalls durch Anspielung auf Wappen, Zeichen usw. angedeutet werden. Freilich gibt es dann ein politisches Gedicht; das soll es denn doch aber auch sein, und die preußische Wache bezeichnet es als solches. Diese steht nun bis jetzt isoliert da und hat in den übrigen Städten keine Gegenbilder.

„Sollten Sie meine Ausstellung begründet finden, so beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Die Hauptsache bei einem Gedichte ist die Idee, diese ist da, der suchende Kaiser hat etwas Poetisches, Würdiges; bei der Ausführung läßt sich leicht ändern und ergänzen. Die Assonanzen zwischen den Reimen machen sich gut, warum haben Sie dieselben nicht auch in den letzten Versen beibehalten? — Shadow, dem ich die Ballade mitteilte, war mit mir in Lob und Tadel übereinstimmend; Herr v. Achtrik hat sie noch nicht gelesen.“

Anmerkungen.

¹⁾ Geibels „Rheinsage“ erschien zuerst in Chamisso's *Musen-Alm.* f. 1837, ging daraus über in die 2. Aufl. von Simrocks *Rheinsagen* 1837 S. 235 (u. d. Titel: „Die goldne Brücke“). In zahllosen Sammlungen abgedruckt, z. B. *F. A. R l e i n*, *Rheinreise von Strassburg bis Düsseldorf.* Koblenz, Bädeler 1843 S. 145. — Ob das Lied damals auch vertont wurde, weiß ich nicht; ich kenne u. a.: Geibels *Rheinsage*, f. 4 stimm. Männerchor, komponiert von W. Wenigmann, op. 40. Aachen (Naus), Leipzig (Forberg) o. F. [Stadtbibl. Aachen, Br. 318.] Ferner die Komposition f. Männerchor von H e g a r: *Kaiser Karl in der Johannisnacht.* Endlich den Preischor f. d. III. Wettstreit in Frankfurt: *Rheinsage* von A. v. O t h e g r a v e n. — Über den Bonner Aufenthalt vgl. *M. Koch: A. D. B.* 49, 265 ff. *S o e b e t e*, E. Geibel. Stuttg. 1869 S. 27, bes. 205: „Ich bin der chronologischen Ordnung [der Gedichte] gefolgt, die der Dichter in einem mir gehörigen Exemplar

der Gedichte [v. 1840] und später übereinstimmend, doch unabhängig, in einem seiner Frau gehörigen Exemplare beige-schrieben hatten.“

²⁾ Vgl. Vermischte Schriften von Wilhelm Müller, herausg. und mit . . . Biogr. Müllers begleitet von Gustav Schwab. In 5 Bdn. Leipzig, Brockhaus 1830. Bes. I p. LII ff.; dazu Schwabs Brief an Tiedt vom 28. Jan. 1829: Briefe an Tiedt, herausg. von Holtei 4, 24 ff.

³⁾ Vgl. über Döring, außer A. D. B. 5, 347 (Mähly) Gödte Gr. D D² IX 225/234. Über Müllers Besuch bei Georg Döring brachten die „Erholungstunden“. Frankf. a. M. 1833, 6. Jahrg. Bd. 2 S. 337 f. einen Bericht. (Diese Zeitschrift war auch in Frankfurt auf keiner Bibliothek aufzutreiben.)

⁴⁾ Vgl. Wilh. Müllers Gedichte. Vollständige krit. Ausg., bearb. v. James Taft Hatfield = Deutsche Lit. Denkmale III. F. Nr. 17; Berlin, Behr 1906.

⁵⁾ Vorher der weiter unten zu erwähnende Stoff vom Johannisberg.

⁶⁾ Die letzten beiden Stoffe müssen zwischen 21. August (Tag der Weiterreise von Frankfurt) und 29. August fallen; denn Schwab (a. a. O. p. LIII) berichtet, daß Müller seinen Besuch von Karlsruhe am 29. August angekündigt habe.

⁷⁾ Vgl. über das Wappen am Goethe-Hause: Georg Listmann, Sagenbuch der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M. 1856 S. 177 f. Ebendort die drei erwähnten Gedichte; das von Smets auch bei Müllernmeister, Wilhelm Smets. Aachen 1877. S. 278.

⁸⁾ Vgl. hiezu Schwab a. a. O. p. LVII ff.; Hatfield a. a. O.

⁹⁾ Hatfield a. a. O. (gegen Schwab a. a. O. p. LXIII). Uhlands Ges. Werte, hg. von H. Fischer Bd. 1, 51; Dünker, Uhlands Balladen und Romane, erläutert. Leipzig 1879, S. 74.

¹⁰⁾ Vgl. Alexander Raufmann, Quellenangaben zu Simrocks Rheinsagen. Köln 1862 S. 102.

¹¹⁾ Zuerst: Die Sängerehre, Berlin 1818 S. 53 ff.; vgl. Gödte Gr. D D² VIII 262, Nr. 8. Wenn Hatfield a. a. O. 490 angibt: „Die Legende aus der Kaiserchronik, ed. Maßmann III 1020 ff) entnommen“, so kann doch Maßmanns erst 1847 erschienene Ausgabe nicht Müllers Quelle sein. Vor Müller hatten schon Fr. v. Schlegel (1806; Gedichte 1809 S. 300) und M. v. Schenkendorf (Altdeutsch. Taschenbuch, Köln 1816) diese Sage behandelt. Müller konnte diese Bearbeitungen kennen. Auch ist er, im Nov. 1814 von Brüssel nach Berlin zurückkehrend (Hatfield p. VI), sicher über Aachen gekommen und kann hier sich nach dem damals noch berühmten Schloß und Teich (See) umgesehen haben.

¹²⁾ Vgl. R. Braun, Der Weinbau im Rheingau. 1869. Nordhoff, Der vormalige Weinbau in Norddeutschland. Mstr. 1877 (² 1883 S. 51).

^{12a)} Über den Verf. Karl Anton v. Vorst er vgl. (v. Stramberg) Rhein. Antiquarius II 10 (1861) S. 679 ff.

^{12b)} Über den auch im 19. Jahrhundert nicht unbedeutenden Weinbau im Orléannais vgl. v. Stramberg in Ersch. und Grubers Encycl. III 331 (1834), wo auch eine Reihe von Reben-Namen angeführt ist.

¹³⁾ Vgl. u. a. Simrod, Das mal. u. rom. Deutschland S. 302 f., besonders aber Paul Richter, Gesch. des Rheingaus. 1902 S. 112 f., Mor. Heyne, Das deutsche Nahrungswesen. Leipzig 1901 S. 101 ff. (bei beiden außerordentlich reiches Material, doch keine Übereinstimmung.) Ausführlich erörtert dieselbe Frage auch Hofgerichtsrat Dr. Petri in Wiesbaden: „Rückblicke auf die Weinarten, den Weinbau und den Weinhandel des alten Rheingaus“, bei Friedr. Wilh. Dünkelberg. Der Nassauische Weinbau. Eine Skizze der klimatischen, Boden- u. Culturverhältnisse des Rheingaus. Wiesbaden 1867 S. 1—10. Derselbe meint, die von Bär aufgestellte Ansicht (wonach vinum fr. ein guter weißer Wein gewesen sei, der aus einer von Karl d. Gr. eingeführten Traubensorte gewonnen worden, und vinum h. ein geringerer weißer Wein, welcher von verstreuten Hunnen zuerst im Hunsrück angebaut und von dort in den Rheingau gekommen sei) verrate den Einfluß des „betannten Märchens“, dessen Verbreitung hauptsächlich N. Vogt Vorschub geleistet habe (vgl. oben). „Diese im Rheingau allgemein verbreitete Tradition ist in Wirklichkeit nur ein Märchen . . . Jedenfalls aber hat nicht Karl d. Gr. den Weinbau in den Rheingau gebracht.“ — Lexikalische Nachweise vgl. bei Lexer, Mhd. Handw.-B. I 1309 unter „hiunisch“, Grimm DWB. 4, 2, 1291 unter „heunisch“ (vgl. auch „hartheunisch“, Wander Sprichwörterlexikon 5, 117).

¹⁴⁾ Nicht zugänglich waren mir folgende Werke, die vielleicht noch Beweismaterial enthalten: Acta Academ. Palat. Mannheim 1766 ff., Heft 2: Lamey, Vom Rheingau unter den Karolingern. C. Meiners, Kleinere Länder- u. Reisebeschreibungen, 1. Bdchn. Berlin 1791, Nr. IV: Nachrichten über den Weinbau am Rhein und in Franten. C. W. Satterer, Literatur des Weinbaues aller Nationen von den ält. bis auf d. neuesten Zeiten. Heidelberg. 1832. Vogel, Beschreibung des Herzogtums Nassau. Wiesbaden 1843 (S. 57 ff. Be-

(Schreibg. der Ämter Eltville und Rüdeshcim). Haas, Rheingauische Geschichts- und Weinchronik, aus vielen zuverläss. Quellen bearb. Wiesbaden 1854.

Nichts für unsere Frage bzw. Sage bieten: Merians Topographia Archiepiscopatus Moguntimensis 1646. (Lang), Reise auf dem Rhein 1789 (= Frkf. 1817). Voyage sur le Rhin 1792. Watterbart, Frh. v., Rheinreise. Halberstadt 1794. de Bertola, Malerische Rhein-Reise. Mannheim 1796. Bederer A., Beschreibg. m. Reise in den Departementen von Donnersberge, vom Rhein und von der Mosel. Berlin 1799. Camus, Voyage fait des départements nouvellement réunis. Paris 1803. (N. Vogt u. A. Schreiber), Mahler. Ansichten des Rheines von Mainz bis Düsseldorf. Frkf. 1806 (trotz eines besonderen Kapitels über den Rheinwein). Demion, Stat. polit. Ansichten. 1815. Rostorff F. v., Topograph. statistische Beschreibung der Rheinprovinzen. 1830. A. v. Stolterfoth, Rheinalbum. Mainz 1840. Vecqueray, Neuestes Handbüchlein auf die Rheinreise. 1845. F. G. Kohl, Der Rhein. 1851. Einen großen Teil der in diesem Abschnitt angeführten Literatur verdanke ich der freundlichen Hilfe des Stadtbibliothekars Dr. Hof. Sothen in Köln, dem ich hier meinen herzlichsten Dank ausspreche.

^{14a)} Über die Pfalz von Ingelheim vgl. u. a. Bonner Jahrbücher XX 140 ff.; Abel-Simons, Jahrb. d. Fränk. Reiches unter Karl d. Gr. (vgl. das Register); Voethe, Werke, Sub. Ausg. 29, 206. 223. 329 ff. Der Palast war 768—774 gebaut, von 100 Säulen aus Granit getragen usw. Karl hielt seinen ersten Reichstag hier im J. 774, und weilte oft hier; sein Nachfolger noch lieber. „Am 13. Febr. 1831 stürzten die wenigen Trümmer (Saal genannt) zusammen“: Ersch-Gruber Encycl. II 18, 233.

^{14b)} Vielleicht werden unter Karl d. Gr. Weinberge zu [Abmanns]hausen erwähnt. Sicher sind die Zeugnisse: 817 zu Wintel, 832 Lorch, 838 Geisenheim, 864 (vgl. oben) Rüdeshcim usw. Richter kommt auch p. IX auf die Frage zurück: „Auch mag die Nähe des königlichen Fiskus zu Bingen und der Pfalz zu Ingelheim einen bestimmenden und vorbildlichen Einfluß gehabt haben.“

¹⁵⁾ Vgl., außer F. Grimm und Simrod in ihren mythologischen Handbüchern, F. L. W. Schwarz, Die poet. Naturanschauungen. Bd. 2 (Berlin 1879), 195.

¹⁶⁾ Vgl. E. H. Meyer, German. Mythologie 1891 S. 89 (Regenbogen), 134 (Seelenbrücken). Laistner, Nebelfagen S. 102. 178. 250. Rothholz, Schweizerfagen II 216 f.

¹⁷⁾ Rüdert, Die Scheidungsbrücke (1817?) in W. Wadernagels Deutschem Lesebuch, 2. Teil, ² Basel 1840, S. 1552.

¹⁸⁾ Eichendorffs Gedicht ‚Morgengebet‘, erschien (nach Gödte, Elf Bücher deutscher Dichtung 2, 375) im Deutschen Musenalmanach f. 1834. Im selben Jahrgang ist auch Seibels erstes Gedicht gedruckt worden; vgl. Gödte, E. Seibel S. 27. Sonach hat Seibel jene Stelle aus dem zeitlebens hochverehrten Dichter, den er erst 1837 in Berlin persönlich kennenlernte, sicher gekannt.

¹⁹⁾ Vgl. Simrod, Mythologie ³ 29. F. Grimm, Mythol. 2, 696. W. Müller, Gesch. u. System der altdeutschen Religion 1844. S. 158.

²⁰⁾ Vgl. A. Kaufmann, Nachträge zu den Quellenangaben (= Ann. d. H. V. f. d. R. Rh. Heft 41), 16. Simrod hat den Stoff in den Rheinsagen ⁵ Nr. 62 behandelt: man sah

. . einer Brücke Bogen erglühn im Abendstrahl,
Von Schloß zu Schloß gezogen über das breite Tal.

²¹⁾ Bechstein, Deutsches Museum II 185 f.; Kaufmann a. a. O. S. 16.

²²⁾ Kaufmann, Quellenangaben S. 102.

²³⁾ Heilige wandeln trockenen Fußes über das Wasser: vgl. Menzel, Symbolik 2, 634; Görres, Mystik 2, 513 ff. — St. Riha: Simrod, Rh. Sagen ⁵ Nr. 72, Kaufmann, Quellenangaben 78. — Auch St. Ebigna von Puch fährt mit ihrem Wagen durch Bergestiefen und über Flüsse: Simrod, Rheinsagen.

²⁴⁾ Vgl. Herrlein, Sagen aus dem Spessart S. 131. Kochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau 1856. Bd. 1 Nr. 2.

^{25—29)} Vgl. E. Meier, Sagen aus Schwaben. S. 428. 462. — Aug. Stöber, Sagen des Elsasses. St. Gallen 1858. S. 14. 263. 328. — Goethe, Werke, Jubil.-Ausg. Bd. 29, 211. — Brentano im „Tagebuch der Ahnfrau“.

³⁰⁾ Aber die Johannis-Nacht vgl. u. a. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1914. Teil III. 2, 21 ff.

³¹⁾ Aber den Gegensatz der alten und neuen Auffassung dieser Sagen in der Forschung vgl. E. Mogk, German. Mythol. (in Pauls Grundriß d. german. Philol., 2. Aufl.), I 1004 ff.

³²⁾ Vgl. R. Hoder, Deutscher Volksglaube in Sang und Sagen. Göttingen 1853. S. 234.

³³⁾ A. F. Flecken. Einige Aachener Volkssagen in Versen und Prosa. Aachen 1842. S. 1 Was Flecken vorbringt, sind keine Volkssagen, sondern Karikaturen. Seine Angabe von dem im Lousberg schlafenden Ludwig ist übergegangen in Gräßes Sagenbuch d.

Preuß. Staates 2, 96. — Was *N. P a u l s*, *J. d. N. G. V.* 17, 1895, 8 (richtiger urteilt er 18, 49 über Fleden) über Karl im Frankfurter See behauptet, stützt sich ebenfalls nur auf Fleden (S. 7) und darf deshalb so lange nicht als wirkliche Volks Sage gelten, bis glaubwürdigere Zeugen beigebracht werden. Überhaupt gilt, was *Mogt a. a. O.* (vgl. Anm. 32) I 1005 richtig beobachtet hat, daß all diese Sagen von berg- oder see-entrückten Menschen in Gegenden lokalisiert sind, „*v b g l e i c h* die historische Gestalt meist gar keine nähere Beziehung zu dem Orte gehabt hat.“ Es ist ja auch ganz natürlich, daß solche Sagen und Erzählungen sich am leichtesten weitab vom Schauplatz der Ereignisse bilden können.

Über Karl im Berge vgl. *G. Paris*, *Hist. poët. de Charlemagne*, S. 428. — *U h l a n d*, *Schriften z. Gesch. d. Sage* 7, 561 ff. und 2, 95. *R a m p e r s a. a. O.* — *N. S e p p*, *Altbayr. Sagen- schatz*. München. 1876 S. 649.

³⁴⁾ Vgl. *Rampers a. a. O.* 56. *G. Paris a. a. O.* 427 versteht unter dem ungenannten andern Roland, Ogier oder sonst einen von den Paladinen. — Roland schläft in einem holsteinischen Berge; ebendort Holger Danske oder ein anderer Krieger: *R. Müllenhoff*, *Sagen aus Schleswig-Holstein* Nr. 503—507.

Ekkehard, einer der wenigen mittelalterlichen Historiker, die sich dem Eindringen fabelhafter Züge tatkräftig widersetzen, schildert a. a. O. die Art dieser „falschen Propheten und Helben“ recht gut, indem er ausführt, sie wußten keinerlei Antwort auf die dringenden Fragen: *quo portu iuxta promissum suum absque navigio transierint, quibus proelis vel locis multos paganos parva manu straverint, quas illorum munitiones illico ceperint, quave postremo parte murorum Hierusalem castra posuerint et caetera.* Man sieht, wie jene Maulhelden Anleihen bei *Pseudo-Turpin* und den *Rolandsliedern* gemacht hatten.

³⁵⁾ *Rampers a. a. O.* S. 58, wofelbst noch andere Literatur.

³⁶⁾ *Rampers a. a. O.* S. 109 und 211. Die Stelle bei *M a r t è n e* et *D u r a n d*, *Amplio collect.* II 1417: „. . . *Aquisgrani, quo Caroli nostri illius Magni sarcophagus, et ut aiunt caput et ensis in tam singulari pretio sunt habiti, ut non A r t u r u m suum Britones tanti faciant, ipsum quamvis surrecturum expectent priusquam ad extremum iudicium perventum sit.*“

³⁷⁾ Vgl. hinsichtlich der Sagen und Berichte über König Arturs Fortleben auf der „Insel“ Avalon oder in einem Berge: *Gottfrieds von Monmouth Hist. reg. Britanniae*, hersg. von *S a n - M a r t e*, Halle 1854. S. 417 ff.

³⁸⁾ Rampers a. a. O.

³⁹⁾ Schentendorf weilte zweimal in Aachen, das erstemal von Ende Nov. 1814 bis nach Ostern 1815, das zweitemal im August 1815. Über Schentendorfs Aufenthalt in Aachen vgl. Alex. Drescher im S.-Pgr Mainz 1888; R. W a d e r: Aus Aach. Vorzeit, Jahrg. 10, 90—94.

⁴⁰⁾ Schentendorf, ‚Der Stuhl Karls des Großen‘. Zuerst: Rhein. Merkur 1814, Nr. 147, 12. November. Anfang:

Frei geworden ist der Strom,
Ist das Land am deutschen Rheine . . .

Bezeichnend ist dabei die Verquickung der christlichen und altgermanischen Vorstellungswelt: er läßt ihn vom Himmel herab, und zugleich aus tiefem Grab hervorstiegen. Es sind eben nur poetische Bilder! Ähnlich wie er den toten Scharnhorst von Engeln in den Himmel führen läßt,

Zu dem alten deutschen Käte,
Den im ritterlichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

⁴¹⁾ Rückerts Gedichte ‚Kranz der Zeit‘ 1817. Bei Neumont a. a. O. S. 129.

⁴²⁾ Vgl. A. Kaufmann Quellenangaben S. 43. — M a s s e n a, Kaiserin Josephine in Aachen [1804], Aach. Allg. Ztg. 1906 Nr. 329 tut das Vorkommnis als Sage ab. Vgl. noch aus Aachens Vorzeit I (1888) S. 34 u. 180. — Rückert nimmt Bezug auf Schentendorfs Gedicht ‚Der Stuhl Karls des Großen‘ und jene Bemerkung, die dazu im Rhein. Merkur 1814, Nr. 177, 12. Nov. gemacht war: „Napoléons erste Frau wagte es einmal sich auf den Stuhl zu setzen, und ein plötzliches, nicht füglich näher anzugebendes Uebelbefinden zwang sie, augenblicklich die Kirche zu verlassen.“ Diese Notiz stand auch in der Stadt-Aachener-Ztg. 1814, 15. November. Weiter ausgeschmückt (Erscheinung und Prophezeiung Karls des Großen) im: Verwaltungsblatt f. d. Landkreis Aachen 1843, Nr. 20.

⁴³⁾ ‚Der Marschall auf des Kaisers Grab‘, bei Neumont (1829) S. 225. Zuerst in Forsters Sängereinfahrt 1818.

⁴⁴⁾ Bei Neumont, Aachener Lieberchronik, Aachen 1873 S. 83 ‚Des Reiches Grenzwächter‘ Anscheinend um 1840, als Frankreichs Rheingelüste so drohend zu Tage traten.

⁴⁵⁾ ‚Kaiser Karls Wanderung‘: Sämtl. Werke von Michael Beer, hersg. von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus 1835. S. 865.

⁴⁶⁾ Vgl. Michael Beers Briefwechsel, hersg. von Eduard von Schenk. Leipzig 1837 S. 107 und 116.

⁴⁷⁾ Das 2. Niederrhein. Musikfest fand in Aachen statt, vgl. A. Frick, *B. d. A. G. V.* 26, 242. — Alfr. v. Reumont, *Jugend-Erinnerungen*, hersg. von Herm. Hüffer (*A. d. J. V. f. d. Nrh.* Heft 77) S. 146: „Michael Beer, den ich in Bonn [im Sommer 1827] kennengelernt hatte, war vorübergehend anwesend.“ Wenn Hüffer behauptet: „An Reumonts Aachener Lieberkranz nahm Beer mit dem Gedichte ‚Kaiser Karls Wanderung‘ teil,“ so irrt er; der ‚Lieberkranz‘ (1829) ist vom 1. Mai 1829 datiert; Beers Gedicht steht erst in der Neuauflage von 1873.

⁴⁸⁾ Die „Heerschau“ erschien im Taschenb. f. Damen auf d. Jahr 1829. S. 254, ist zur Probe abgedruckt im *Lit. Bl. z. Morgenblatt* 1828 Nr. 91, 11. November. Vgl. Göbete *Gr. D D² VIII* 460 ff., insbes. 465, Nr. 21. — Felix Mendelssohn wurde 1831 aufgefordert, das Gedicht zu komponieren, lehnte aber ab: vgl. *Briefe v. Fel. Mendelssohn* 1, 205 (billige Ausg. 1, 150). Parodien der „Nächtl. Heerschau“ sind angeführt bei Göbete.

⁴⁹⁾ Zedlitz, *Gedichte* 1832 (² 1839 S. 78); abgedr. *z. B.* bei Hub, *Balladen deutscher Dichter* 2. 1859, S. 422. Das Gedicht könnte vorher im *Morgenblatt* erschienen sein.

⁵⁰⁾ Auch M. Beer hat in ‚Des Kaisers Traum‘ — erschienen im „*Morgenblatt*“ 1830 — Napoleons Schicksal heraufbeschworen; vgl. seine Mitteilungen und Immermanns Kritik dazu im Briefwechsel S. 172—188; vgl. auch S. 163. Zeitgeschichtlich interessant ist seine Mitteilung vom Okt. 1830 (S. 225): „Napoleon ist aber in der Tat rein als poetische Gestalt, ohne sonstige politische Nebenabsicht (?) an der Tagesordnung. Bis jetzt hat er aber die Schranken des *Deuville*s noch nicht übersprungen, und in diesen kleinen Rahmen hat das *Théâtre des Nouveautés* ein sehr ergötzliches Bild aus dem Herrenleben gedrängt, nämlich seine Schülerzeit, die Träume seiner Größe und die erste Entfaltung des Herrschercharacters in der Militärschule zu Brienne. Das Stück heißt: *L'école de Brienne*, oder: *Le petit Caporal*, und der geniale Knabe wird von einem Mädchen dargestellt.“ So nach der *Tull-Revolution!*

⁵¹⁾ Heines „Grenadiere“ entstanden (nicht 1816!) 1819 oder etwas später; veröffentlicht 1821, aber erst durch das ‚*Buch der Lieder*‘ (1827) weithin bekannt geworden. Vgl. hierzu Heines Werke. Ausg. des Insel-Verlages, IV 512 (Berichtigung zu I 449).

⁵²⁾ Vgl. über historische Beziehungen Napoleons zu Aachen. *A. A. Pelzer*, *B. A. G. V.* 25, 1903, 238 ff.

⁴³⁾ A. W. v. Schlegels Werke, herg. v. Böcking II 182; nach p. VII zuerst erschienen im Berliner Mufenalmanach f. 1830. Bei Reumont (1873) S. 10; Simrod, Kerlingisches Helmbuch S. 81. — Es liegt nahe, in Schlegels Versen einen für eine Bonner Vereinigung bestimmtes und wirklich gesungenes Lied zu sehen; es ist mir aber nichts darüber bekannt, ob man dort in jenen Jahren eine Karlsfeier (am 28. Januar?) begangen hat.

⁴⁴⁾ So bemerkt mit gutem Humor Kaufmann, Quellenangaben S. 112.

⁴⁵⁾ Bei Adolf Hüttemann, Katholische Dichter des 19. Jahrhunderts. Hamm 1898 S. 234. — Über den Dichter (1809—1877) vgl. A D B. 38, 695 (L. Fränkel), bes. W u r z b a c h in seinem Biogr. Lexikon des Kaisertums Österreich 48 (1883) S. 321. R u r z, Gesch. d. deutsch. Nat.-Litt. 4, 99. B r ü m m e r, Lexikon. Fr. W i e n - s t e i n, Lexikon der kathol. deutschen Dichter. Hamm 1899 S. 394. — Herr Hüttermann teilte mir mit, er habe das Gedicht f. St. einem Wiener Almanach 'Immergrün' entlehnt; eine Durchsicht von Jahrgang 1—8, 1837—1844 hatte kein Ergebnis. Auch Herr Dr. Franz R o c h, Rufosadjunkt an der Wiener Hofbibliothek, der für die Fortsetzung des Eddete Tschabuschnigg bearbeitet, konnte mir das Gedicht nicht nachweisen. — Gedichte von Tsch. sollen auch im Düsseldorfener Künstleralbum erschienen sein.

⁴⁶⁾ Obige Nachweise verdanke ich der gütigen Hilfe des Herrn Dr. Jos. Gohz (vgl. Anm. 14, am Ende.) — Über J. B. Rousseau vgl. jetzt Eddete Gr. D D. ² IX 364—380. — Rousseau hat Seibels Romanze also wohl aus Simrods Rheinsagen gekannt, wo ja der Titel lautete: „Die goldne Brücke“; daher auch die Überschrift seiner Romanze. Abgedruckt in Reumonts Aachener Sagenkranz 1873 S. 93.

⁴⁷⁾ Otto Weber (1808—1880; Gedichte 1833, 2 Bb. 1846) läßt in dem Gedichte „Rheintals Ritterburgen“ Roland allnächtlich von Rolandsed nach Ingelheim ziehen, „allwo der Kaiser Karl daheim mit seinen Helden wohnet.“ (Stühlen, Feierklänge S. 472).

⁴⁸⁾ Im „König Dichter“ — einem Gedichte, welches in der angezogenen Besprechung lobend als Seibels Selbstbildnis hervorgehoben wird — heißt es:

Der Dichter steht mit dem Zauberstab
Auf wolkigem Bergesthrone
Und schaut auf Meer und Land hinab
Und blickt in jede Zone.

Für seine Lieder nah und fern
Sucht er den Schmutz, den besten,
Mit ihren Schätzen dienen ihm
Der Osten und der Westen.

In goldnen Hainen läßt er kühn
Arabien's Quellen tauschen,
Läßt unter duft'gem Lindengrün
Das deutsche Veilchen lauschen.

Vgl. hierzu die ebenso ungerecht abfällige Kritik Gutzows bei
Göbete, E. Seibel S. 86.

⁸⁹⁾ Erschienen in der Gedicht-Sammlung, Ein Glaubensbekenntnis
1844. Vgl. J. Sch w e r i n g, Ausg. von Freiligraths Werken,
Bd. 1 st. LXIII f. — B u c h n e r, F. Freiligrath 2, 76 ff. — Max
R o c h in A D B. 49, 268.

⁹⁰⁾ „Der Geist Karls des Großen“: Lorelei. Rheinisches Sagen-
buch. (Vorwort: Im Mai 1851.) 2 1857; 41873 S. 245. — Dazu
Müllers Bemertg. über seine Quelle 2 S. 475. — Es war W. G i e s e -
b r e c h t, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit, Braunschweig 1855. Das
Gedicht muß also zwischen 1855 und 1857 entstanden sein.

⁹¹⁾ Vgl. Leimbach, Deutsche Dichtungen 2 (2 1883), 129: „Alle
genannten Gedichte sind in den Jahren 1866 und 1867 entstanden
und haben wohl zunächst zur Freude und Belehrung der eigenen
Kinder Gerots dienen sollen.“ In der genannte Sammlung trägt
der Cylsus die Bezeichnung: Von Kaiser Karl d. Großen. Der deutschen
Jugend zu Lust und Lehre: 1. Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt.
2. Wie R. R. schreiben lernte. 3. Wie R. R. zur Jagd ritt. 4. Wie
R. R. die Deutschen singen lehrte. 5. W i e R. R. R e b e n p f l a n z t e.
6. Wie R. R. Besuch bekam (d. i. die persischen Gesandten). 7. Wie
R. R. in Büchern las. 8. Wie R. R. in den Sternen las. — Einzelne
vielfach in Lesebüchern und Sammlungen. Die Romanzen von Rinkel
und Gerot sind auch mitgeteilt in meiner: Kaiser Karls Sage in
Romanzen und Liedern, gesammelt und eingeleitet von E d u a r d
A h r e n s. Köln, Saalach-Verlag. 1924.

⁹²⁾ Westdeutsche Blätter. Wochenschrift f. Rheinland und West-
falen, hersg. von Levin Schüding. Bonn, Maß, 1858 Nr. 13, S. 127.
(Diese Zeitschrift erschien nur ein halbes Jahr).

⁹³⁾ Flieg. Blätter Bd. 133, Nr. 3406 (1911).

Es dürfte nicht unangebracht erscheinen, außer Seibels Romanze
noch drei der im vorstehenden Aufsätze behandelten Gedichte folgen
zu lassen.

Adam Müller in Wien 1811—1813

Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte¹⁾ von Jakob Baga

Schon einmal hatte das Schicksal den unstillen Wanderer Adam Müller in die alte Kaiserstadt an der Donau geführt. Am 9. Februar 1805 war er, von seinen beiden Freunden Friedrich v. Senk und Kurnatowski eingeladen, zu einem dreimonatlichen Aufenthalt in Wien eingezogen, der am 30. April mit Adams Müllers Übertritt zum Katholizismus in der Kofzauer Servitengemeinde einen dramatischen Abschluß fand. Noch in der darauffolgenden Nacht war er von Wien wieder abgereist, um ja nicht den Anschein zu erwecken, als wäre sein Bekenntniswechsel nicht einer inneren religiösen Überzeugung, sondern äußeren, weltlichen Rücksichtnahmen entsprungen.

Sechs Jahre später betritt er wieder österreichischen Boden, an Jahren und Erfahrungen gereift, nach einem glänzenden und erfolgreichen Leben in Dresden und Berlin. Aber in beiden Städten hatte er sich politisch unmöglich gemacht; in Dresden, wo der getreueste Freund Napoleons unter den Rheinbundfürsten residierte, wegen seiner nationaldeutschen Gesinnung, die er anno 1809 auch durch die Tat bewiesen hatte, in Berlin wegen seiner scharfen Opposition gegen das gänzlich auf Ideen des Liberalismus beruhende Reformwerk des Kanzlers Hardenberg.

¹⁾ Die allgemeine Lebensgeschichte Adams Müllers wird als bekannt vorausgesetzt, ich verweise nur auf den kurzen Lebensabriß in meiner Ausgabe von A. Müllers „Elementen der Staatskunst“ (Verlag Gustav Fischer, Jena 1922, 2. Halbband S. 453 bis 459) und auf mein ausführliches Lebensbild „Adam Müller und die deutsche Romantik“ in „Adam Müller, Ausgewählte Abhandlungen“ (Jena, Verlag Gustav Fischer, 1921, S. 125—201.) Den Wiederabdruck der hier zum erstenmale aus dem Wiener Pollzeiarhive veröffentlichten Originaldokumente behalte ich mir für eine allfällige verbesserte Neuauflage der Lebensbeschreibung A. Müllers vor.

Alten Versprechungen und Zusagen vertrauend hofft Adam Müller nun in Osterreich das große Tätigkeitsfeld zu finden, das er sich in seiner eigenen Heimat verschertzt hatte.

Sobald Adam Müller die Grenze überschritten hatte, kam er in Berührung mit der österreichischen Polizei, die, tabellos und musterhaft organisiert, auf jede Person, welche das Durchschnittsmaß nur ein wenig überragte, ein wachsamcs Auge hatte. So meldet der k. k. Subernial-Rat Breinl aus Tcplitz am 30. Mai an das k. k. Landespräsidium in Prag: „Der k. preußische¹⁾ Herr Hofrath Adam Müller ist gestern mit seiner Frau Gemahlin hier angekommen, ich sprach ihn, und heute reist er wieder ab über Prag nach Wien. In Prag wird er sich einige Tage aufhalten. Seine Frau bleibt einige Wochen zum Gebrauch des Bades in Tcplitz, und ich bot mich Ihr zur Unterstützung in allen Fällen an, welches Er und Sie mit Dank annahmen.“ Aus dem Bericht dieses untergeordneten Organs geht schon hervor, daß Adam Müller höheren Ortes sehr gut angegeschrieben war, man war von seinem Erscheinen auch schon seit Längerem unterrichtet. Graf Franz K o l o w r a t, der Empfänger obigen Berichtes, sendet ihn bereits am 31. Mai an den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle in Wien Baron von H a g e r weiter, meldet diesem gleichfalls von der Ankunft „des Gelehrten und für Osterreich sehr gut gemintten herzoglich Sachsen Weimarschen Hofraths Adam Müller zu Tcplitz“ und fügt bei: „Unterrichtet von der Ankunft dieses Mannes durch den Rath Eichler wies ich den Subernialrath Breinl an, demselben während seines Aufenthalts zu Tcplitz die möglichste Annehmlichkeit zu verschaffen, und ihm, falls er nach Prag zu reisen wünsche, keine Hindernisse zu legen, sondern mir nur hievon die Anzeige zu erstatten, welche

¹⁾ Ein Irrtum des Schreibers, Müller war nicht preußischer, sondern sächsisch-weimar'scher Hofrat. Vgl. unten!

Weisung auch der Subernalrath Breinl durch die vorliegende Meldung vollzogen hat.“

Adam Müller fand also dank dem Entgegenkommen der Behörden in Oesterreich eine äußerst zuvorkommende Aufnahme. In Wien hatte er infolge der glänzenden Verbindungen seines Freundes Friedrich v. Senk raschen Zugang in die höchsten Kreise des Adels gefunden. Bereits im Juli 1811 entthob ihn der Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este seiner drückenden wirtschaftlichen Sorgen durch Gewährung einer Pension und eines freien Quartiers.

In dem Maße als Adam Müller durch diese offenkundige Auszeichnung im allgemeinen Ansehen steigt, beginnt sich auch Baron Hager, der Vizepräsident der Polizeihofstelle, für ihn wieder näher zu interessiren. Am 23. August läßt er sich durch einen untergeordneten Beamten einen Bericht über Müller vorlegen, der sein Verhältnis zur österreichischen Politik seit dem Kriege vom Jahre 1809 klar und deutlich bestimmt. Dieser Bericht lautet:

„Der in Dreßden privatisirende Gelehrte und Schriftsteller Adam Müller hatte sich längere Zeit vor Ausbruch des letzten Kriegs [1809] an die k. k. Gesandtschaft in Dreßden angeschlossen und Dienste zum Besten der guten Sache geleistet.

Als unsere Truppen während des Laufs des Kriegs Dreßden besetzten, erklärte sich Adam Müller öffentlich für Osterreichs Sache, er stand schon zuvor in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Fürsten von Lobkowitz damalig erster Commandant in Dreßden, und nun machte er kein Hehl daraus.

Die Folge war, daß Müller, sobald die Ostreicher abmarschirten, arretirt, und als Gefangener nach Frankreich abgeführt werden sollte, die Sache wurde jedoch noch durch Einschreiten einiger Freunde Müllers dahin vereitelt, daß er aus Dreßden und Sachsen verwiesen wurde.

Müller trat, damals ohne Geld Kleider p. p. seine Reise zu Fuß nach Berlin an, und wendete sich in der Folge an den Fürsten Lobkowitz mit der Bitte, er möchte ihm die Aufnahme in östr. Dienste verschaffen, nachdem er sich der guten Sache hinopferte und nun kein Mittel kenne, seine in Dresden hinterlassenen Schulden zu bezahlen.

Die P. [olizei] Hoffstelle trug auf ein Schreiben des Obersten Burg Grafen Verweßers, Grafen von Kolowrat, Sr. M. dem Kaiser unterm 17. August 809 in einem eigenen Vortrag Müllers trauriges Schicksal vor; und S. M. gaben unterm 12. 7ber desselben Jahres zu erkennen:

„Daß es keineswegs Ihre Absicht sey, den Adam Müller seinem Schicksal Preis zu geben. Daß aber, da derselbe vorzüglich von der k. k. Gesandtschaft in Dresden gebraucht worden ist, Graf Kolowrat den Baron Buol zu belangen habe, die Sache wegen Müllers Unterstützung und künftiger Verwendung im Wege der geheimen Hof- und Staatskanzley anhängig zu machen.

Seit dieser A. H. Entschliezung, die dem Grafen v. Kolowrat mitgetheilt wurde, ist bei der P. Hoffstelle nichts weiter mehr über Adam Müller vorgekommen, als die Anzeige, welche Graf Kolowrat beiläufig vor 6 Wochen einwendete, daß der bekannte Adam Müller durch Prag nach Wien passirt sey.

Unter Müllers schriftstellerischen Werken stehen seine Elemente der Staatskunst 3 Bände, sie erschienen im v. J. in Berlin, und haben sowohl Rezensenten als auch andere Schriftsteller gegen Müller aufgeregt, weil er die alte Staatsweisheit in rechtlicher und politischer Hinsicht gegen die neuere zu vertheidigen [[ucht] und daher allen Institutionen des Mittelalters als einer reichen Geistlichkeit, einem reichen Lehnadel mit fideicommissorischen- und einer zünftig[en] Bürgerschaft mit Korporativem Güterbesitz das

Wort sprach. Das Wort ist mit *Transeat*¹⁾ bezeichnet. Eine etwas früher 809 zu Dresden erschienene Schrift *Adam Müllers Von der Idee des Staats* p. p. hat schier gleiche Tendenz²⁾. Beide Schriften sind in teutsch patriotischem Geist geschrieben und gegen Frankreich gerichtet.

Nebst dem hat Müller über ästhetische Gegenstände geschrieben als:

1. Vorlesungen über teutsche schöne Wissenschaft und Litteratur
 2. über die Idee der Schönheit endlich auch
 3. Kleine romant. Erzählungen,
- die jedoch anstößig gefunden und verboten wurden.

Ferner hat Müller geschrieben über Bildung des Menschen durch Religion und Moral 805. über König Friedrich II. 810.

In den so eben vorgetragenen bestehen sämtliche Notizen, die über Adam Müller bei der P. Hoffstelle vorkommen.

Wien, 23. August 811.“

Aus diesem Polizeibericht geht hervor, daß man sowohl von Müllers Lebensumständen als auch von seiner schriftstellerischen Tätigkeit in Wien aufs sorgfältigste unterrichtet war, bloß auf einen einzigen Punkt soll, als besonders beachtenswert, noch näher hingewiesen werden. Der Schreiber erwähnt, daß Adam Müller „Kleine romantische Erzählungen“ verfaßte, „die jedoch anstößig gefunden und verboten wurden“. Diese Nachricht ist sonst nirgends verbürgt, in keiner Aufzählung und Zusammenstellung von Müllers Werken finden sich solche Erzählungen auch nur mit einer Silbe erwähnt. Nun war Adam Müller tatsächlich dichterisch tätig, in seinem Nachlaß finden sich einige kurze Gedichte vor und zur Zeit

¹⁾ Wahrscheinlich ein die Verbreitung gestattender Zensur-vermerk.

²⁾ Diese Schrift enthält nur zwei ausgewählte Vorlesungen aus den „Elementen“.

seiner Freundschaft mit H e i n r i c h v. K l e i s t trug er sich mit dem Plan, ein Drama über Julian Apostata zu schreiben. Es könnte nun ganz gut zutreffen, daß er wirklich romantische Erzählungen schrieb, welche ein glücklicher Zufall eines Tages ans Licht bringen könnte. Aber für den Fall, daß die Nachforschungen nach Müllers Erzählungen ergebnislos verlaufen sollten, so kann man diese Bemerkung etwa folgend aufklären: Der Schreiber verwechselt hier Adam Müller mit seinem Freunde und Mitarbeiter an der Zeitschrift „Phöbus“, mit Heinrich v. Kleist. Dieser hatte allerdings eine damals großen Anstoß erregende Erzählung, nämlich die „M a r q u i s e v o n O***“, und zwar hauptsächlich auf Müllers Drängen, in den „Phöbus“ eingerückt. Kleist war zunächst dagegen, aber Müller war von „dieser in Kunst, Art und Stil gleich herrlichen Novelle“, wie er sie nennt, betart begeistert, daß sich Kleist schließlich seinem Willen fügte. Die Veröffentlichung der „M a r q u i s e v o n O***“ rief in Dresden einen kleinen Skandal hervor, Müller war dadurch kompromittiert und möglicherweise entstand so das Gerücht, er selbst habe romantische Erzählungen verfaßt, die anstößig befunden wurden.

Raum hatte sich Adam Müller in Wien halbwegs eingewöhnt, so dachte er auch schon daran, seine staatswissenschaftlichen Vorlesungen, die er in Berlin mit so großem Erfolg gehalten hatte, hier wieder aufzunehmen. Bereits am 10. August 1811 wendet er sich in einem Schreiben an den damaligen Finanzminister Graf Wallis mit der Bitte, im kommenden Winter „öffentliche Vorlesungen über das Ganze der Staatswirtschaft und über die Lehre vom Gelde insbesondere“ halten zu dürfen. Er beruft sich in diesem Schreiben auf seine alten Verdienste vom Jahre 1809: „Die Gnade Sr. Kaiserlich Königlich Majestät, da Allerhöchstdieselben im Jahre 1809, als Lohn für einige den Kaiserlichen Armeen in Sachsen in selbigem Jahre geleisteten

geringen Dienste, und als Entschädigung für die darauf erfolgte Behandlung von Seiten der Sächsischen Behörden, eine ehrenvolle Anstellung im Wege der Hof und Staatskanzley durch Rabinetsordre zu versprechen geruhen, habe ich, mit Rücksicht auf die größeren Verdienste anderer, seit den verflossenen zwey Jahren nicht in Anspruch zu nehmen gewagt. Indeß giebt sie mir den Muth jetzt, da ich zu dem besagten Unternehmen von mehreren Seiten aufgefordert werde, die großen und erhabenen, auf das Wohl mehr als einer Generation dieser herrlichen Monarchie, gerichteten Arbeiten Ew. Erzellenz für einen Augenblick mit meinen geringfügigen Angelegenheiten zu unterbrechen.“

Graf Wallis selbst wäre gegen die Abhaltung dieser Vorlesungen nicht abgeneigt gewesen, allein er war zur Erteilung der erforderlichen Ermächtigung nicht zuständig. Er übersendet daher das Gesuch am 31. August an Freiherrn v. Hager mit der Bitte, dieser wolle in der vorliegenden Angelegenheit das Einvernehmen mit der Studienhofkommission pflegen. Zum Schlusse seiner Note führt er aus: „Abriens kann es meines Erachtens der Staatsverwaltung nur erwünscht seyn, wenn ein Mann von so bewährten Kenntnissen wie Adam Müller seine gehaltreiche Ausbeute im Gebiete der Staatswirtschaft mitzutheilen bereit ist. Daß er die Gränzen der allgemeinen Theorie nicht überschreiten, und daß er sich in keine Würdigung, noch weniger aber in einen Tadel der Maßregeln der österreichischen Finanzverwaltung einlassen werde, ist von seiner Klugheit zu erwarten.“ Gerade hier berührt jedoch Graf Wallis einen wunden Punkt, der wahrscheinlich auch das beabsichtigte Unternehmen Müllers scheitern ließ. Das Jahr 1811 war ja das Jahr des berühmten österreichischen Staatsbankrottes und daher mochte man höheren Ortes von einer öffentlichen Erörterung von Finanzfragen wohl nichts wissen. Aus den Akten selbst geht zwar nichts hervor, da aber die beabsichtigten

Vorlesungen tatsächlich nicht zustande kamen, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Adam Müllers Gesuch abschlägig beschieden wurde.

Fast ein volles halbes Jahr findet nun die Polizeihofstelle, abgesehen von einer kurzen Anfrage vom Oktober 1811, keinerlei Veranlassung, sich um Adam Müllers Treiben zu kümmern. Da plötzlich taucht sein Name wieder in einem Bericht vom 2. Januar 1812 auf, wo ein Polizeikonfident erwähnt, er sei von einem Mann „von sogenannter anti-aristokratischer Gesinnung“, „den sein Metier in den vertrauten Kreisen des hohen Adels herumtreibt“, gefragt worden. „Was macht denn der Apostel der Conterrevolution Adam Müller hier?“ Eine Antwort hierauf schien auch den Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, Baron Hager, sehr zu interessieren; denn bereits zwei Tage später, am 4. Januar schreibt er an Hofrat Siber von der Polizeioberdirektion: „Der hier anwesende Gelehrte Adam Müller scheint die Aufmerksamkeit mehrerer politischen Partheyen auf sich zu ziehen, besonders seit der Sachsen Gothaische Hofrath Beder plötzlich vom franzöf. Militär aufgehoben worden ist. Dieß erfordert mehr als jemahls, daß ich von dem Thun, von dem Umgange, von den Äußerungen und verlautbarten Gesinnungen dieses Adam Müller sehr genaue Notizen erhalte, dabey kommt es wesentlich darauf an zu wissen, welche fremde diplomatische Individuen, so wie überhaupt welche Fremde auf dem Plage, dann welche hiesige Gelehrte oder Beamte mit ihm in Berührung stehen.“

Nach einem Zeitraum von mehr als vierzehn Tagen legt der k. k. Hofrat und Polizeioberdirektor von Siber am 21. Januar 1812 den gewünschten Bericht vor:

„Adam Müller lebt hier äußerst zurückgezogen in dem Hause No. 16, wo ihm der Herr Erzherzog Maximilian eine Wohnung gab. Da seine Person und Lebensgeschichte ohnehin vollkommen bekannt ist, aus der sich auch auf seine

Gefinnungen schließen läßt, so ist hierüber wenig zu sagen; zumal er nun fast gar nicht in der Welt erscheint. Man hat nur mit vieler Mühe erfahren, daß er an einem Werke sehr fleißig arbeite, welches ehestens unter dem Titel: *Über die englische Landwirthschaft, und deren theoretische und praktische Anwendung auf Geld und Ackerbau* erscheinen wird, der Buchhändler *Schaumburg* hat dieses Werk, welches in 3 Bänden bestehen soll, in Commission übernommen. Zu dem dritten Bande sollen ihm noch viele Materialien mangeln, welche der Hofrath v. *Genz* zu liefern übernommen haben soll.

Schon diese Arbeit erfordert seine ganze Zeit, und es bleibt ihm keine Muße für das Leben mit der Welt und seinen Freunden übrig. Am vertrautesten ist er mit *H. v. Buol*, vormahligen Geschäftsträger am sächsischen Hofe, mit dem Hofrath v. *Genz*, und auch *Baron Hornayer* kommt öfters zu ihm, welchem er Aufsätze in sein Journal: *Das Archiv der Geschichte* etz. überläßt. Durch seinen vorigen Aufenthalt im Ausland hat er mehre[re] Bekannte in der Schweiz, und in Sachsen; daher kommt es, daß Reisende aus diesen Ländern an ihn empfohlen werden. Der Landamman v. *Reding* kam einige male zu ihm. Den Herr[n] v. *Poso* soll er ehestens hier erwarten. Ehedem stand er auch mit *Schlegel* in gutem Einvernehmen, aber seit einiger Zeit sehen sie sich seltner. Unter den hiesigen Einwohnern ist *Pilat*, Secretaire des Herrn Ministers Grafen v. *Metternich*, am öftesten bei ihm.

Die Lokalität seiner Wohnung, wo niemand im Hause sich befindet, als nur wenige niedere Dienstleute des Herrn Erzherzoges Königl. Hoheit, und seine beynabe von der Welt abgeschiedene Lebensart macht, daß man bis nun über ihn keine nähere Notizen einziehen konnte.“

Aus dem Bericht des Hofrates *Siber* geht hervor, daß *Adam Müller* nunmehr, ganz zurückgezogen von der großen

Welt, bloß seinen eigenen Studien lebte. Das Werk mit dessen Abfassung er damals beschäftigt war, erschien erst im Jahre 1816 zu Leipzig unter dem Titel „Versuch einer neuen Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien“¹⁾. Außerdem mag er wohl damals auch an den „Agronomischen Briefen“ geschrieben haben, welche im selben Jahre in Friedrich Schlegels „Deutschem Museum“ erschienen. Gleichwohl hatte Adam Müller seinen alten Lieblingsplan, in Wien öffentliche Vorlesungen zu halten, nicht fallen gelassen. Er wurde hierin durch den Umstand bestärkt, daß auch sein Freund Friedrich Schlegel seit Ende Februar 1812 vor einem erlesenen Publikum Vorlesungen über die „Geschichte der alten und neuen Literatur“ hielt, welche sich großen Beifalls erfreuten. Durch Schlegels Beispiel bewogen wählte Müller jetzt auch nicht etwa ein mit Rücksicht auf die Zeitlage immer noch heikles volkswirtschaftliches, sondern ein rein ästhetisches Thema. Hatte er ja doch schon während seines dreijährigen Aufenthaltes in Dresden in den Jahren 1806 bis 1809 nicht bloß über Staatswissenschaft, sondern auch über Kunst und Literatur öffentlich Vorträge gehalten. Durch seine früheren Erfahrungen gewizigt, wendet er sich jetzt unmittelbar an den allgewaltigen Vizepräsidenten der Polizeihofstelle, an Freiherr von Hager, von dem er wußte, daß sein Wort ausschlaggebendes Gewicht hatte. In einem Schreiben vom 1. April 1812 trägt er ihm seine Bitte vor:

¹⁾ Müller selbst schreibt in der Vorrede hiezu etwas ungenau: „Das nachstehende Werk wurde in den Jahren 1810 und 1811 zu Wien entworfen.“ Es soll wohl richtig heißen: 1811 und 1812, denn im Jahre 1810 weilte Müller noch in Berlin. Eine Neuauflage dieses Wertes erschien, hersg. von Dr. H. Liefer, bei Gustav Fischer, Jena 1923. (Sammlung „Herbflamme“, Bd. 2).

Hoch und Wohlgebohrner Herr Baron,
Hochgebietender Herr Präsident!

Ew. Excellenz gnädigstem Wohlwollen, auch ohne die Ehre Hochdenenselben persönlich vorgestellt zu seyn, mich in tiefster Ehrfurcht empfehlend, wage ich es um die Erlaubniß Hochdenenselben aufwarten zu dürfen und um die Anzeige eines dazu gelegenen Augenblicks unterthänigst zu bitten.

Das Bewußtseyn in früheren Zeiten meine unbedeutende Existenz Oesterreich zum Opfer gebracht zu haben, giebt mir den Muth jetzt, wo das Unglück meines Vaterlandes Preußen mich ganz besonders trifft um

die Erlaubniß zu außerordentlichen Vorlesungen über die Rhetorik oder genauer, über die Kunst des Sprechens, Schreibens und Lesens

ehrfurchtsvoll anzuhalten. Da ich einen völlig unschuldigen Gegenstand gewählt, und in meiner Lage alles davon abhängt, die günstige Jahreszeit und die Anwesenheit des Adels in der letzten Hälfte des laufenden Monats, wie auch während des Mays, zu benutzen, so entschuldigen Ew. Excellenz gewiß großmütigst, wenn ich zu Hochdenenselben meine Zuflucht nehme, und die unterthänige, obwohl in jeder anderen Lage unverantwortliche, Bitte um die gnädige Beschleunigung des Consenses hinzufüge, falls Ew. Excellenz meinem Gesuche zu willfahren geruhen.

Der ich mit unbegrenzter Verehrung die Ehre habe zu seyn

Ew. Excellenz

den 1sten April 1812.

unterthänigster

der Hofrath Adam Müller.“

Auf dieses diplomatische Meisterstück antwortete Baron S a g e r bereits am folgenden Tage sehr höflich, daß es ihm zum Vergnügen geruhen werde, Adam Müller an jedem beliebigen Tag von 12 bis 1 Uhr bei sich im Büro zu empfangen. Er fügt jedoch sofort bei, daß zur Erteilung der

gewünschten Erlaubnis die Studienhofkommission zuständig sei. Sollte er jedoch, wie zu vermuten, hierüber gefragt werden, so könne Müller versichert sein, daß er, Hager, eingedenk von Müllers Verdiensten gern zur Erfüllung seines Wunsches beitragen werde.

Über den Erfolg der mündlichen Vorsprache Adam Müllers bei Baron Hager sind wir zwar nicht näher unterrichtet, aber aus den Tagebüchern Friedrichs v. Senz wissen wir, daß Müller zunächst mit großen Zensurschwierigkeiten zu kämpfen hatte. Nur der „unermüdblichen Beharrlichkeit“ seines Freundes Senz hatte es Müller zu danken, daß diese Vorlesungen schließlich doch zustande kamen. Am 14. Mai erschien im „Österreichischen Beobachter“ bereits eine ausführliche Anzeige darüber, von Müller selbst verfaßt¹⁾. Die Vorträge führten den Titel „Über die Beredsamkeit und ihr Verhältnis zur Poesie“ und wurden vom 15. Mai bis 11. Juni gehalten²⁾. Sie hatten einen ausgezeichneten Erfolg. Wenn man die Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler aufschlägt, findet man hierüber folgendes Urteil: „Bei diesen Vorlesungen zeigte . . . sich [Adam Müller] wahrlich als einen Redekünstler. Sein Vortrag war gewählt, stets zierlich, zuweilen kräftig, ja ergreifend. So z. B. als er jene berühmte Parlamentssitzung schilderte, in der Fox und Burke, die sonst Freunde gewesen waren, um ihrer verschiedenen, ja entgegengesetzten politischen Ansichten willen, sich öffentlich und auf immerdar trennten. Mit Vergnügen und Erschütterung hörte man diese Schilde-

¹⁾ Diese Anzeige findet sich wieder abgedruckt in den von mir herausgegebenen „Ausgewählten Abhandlungen A. M.'s“ (Gena 1921) S. 197 f.

²⁾ Sie erschienen unter dem Titel „Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland“ 1816 zu Leipzig. Eine Neuausgabe besorgte Artur Salz 1920, im Dreimasken-Verlag, München.

rung, indes will ich nicht behaupten, daß jene nicht recht hatten, welche Müllern einige Rofetterie im Vortrage vorwarfen. Sichtlich war er viel mehr als Friedrich von Schlegel bei seinen Vorlesungen bemüht, sie angenehm zu machen. Er las mit gemäßigter, nicht ganz von Manier freier Stimme, zusammenhängend, in geregelter Flusse aus seinem Manuskripte, das vollkommen vor der Lesung geordnet zu sein schien. Schlegel hingegen, obwohl sein Vortrag lebendig und natürlicher als der Müllers war, mußte oft in seinen Blättern den Zusammenhang nachsuchen, die Einschüffel nachholen, manchen Satz wiederholen. Das war nun freilich etwas störend, und dies wußte Müller zu vermeiden.“ (Denkwürdigkeiten, hrsg. von Emil Karl Blümmel, München 1914, 1. Bd. S. 414 f.) Wenn man hiemit etwa den Bericht vergleicht, den *Dorothea Schlegel* in ihrem Briefe vom 16. Mai 1812 über Adam Müllers Vorlesungen an ihren Schwager August Wilhelm gibt¹⁾, so versteht man, daß sie etwas verärgert ist: „Ich fürchte“, schreibt sie, „der Eindruck von Friedrichs Vorlesungen wird durch diese *Neuigkeit* zu schnell verdrängt, und ich muß es gestehen, dies verdrießt mich, wenn ich die Anstrengung Friedrichs und die Vortrefflichkeit der Vorlesungen selber bedenke, immer mehr und mehr.“

Wenn Adam Müller in seinem Schreiben vom 1. April den Baron Hager auch versicherte, der Gegenstand seiner Vorlesungen sei ein „völlig unschuldiger“, so konnte er doch gar nicht unschuldig genug sein, daß sich die Polizei hiefür nicht interessiert hätte. Erzellenz Hager hatte in diesen Vorlesungen von Beginn bis zum Schluß einen Spion sitzen in der Gestalt des Hoffekretärs *Armbuster*, von dem er sich genauen Rapport erstatten ließ. Noch während der Dauer von Müllers Vorträgen fühlte sich Hager ver-

¹⁾ Wieder abgedruckt in „A. Müllers Ausgewählten Abhandlungen“, Jena, Gustav Fischer, 1921 S. 167.

pflichtet, am 8. Juni 1812 dem Kaiser Franz folgende Meldung zu erstatten:

„Euer Majestät!

Der seit einiger Zeit hier befindliche wegen seiner Anhänglichkeit an Oestreich wohl bekannte Adam Müller hatte vor einiger Zeit öffentliche Vorlesungen über Rhetorik angekündigt, da mir über die erhaltene Bewilligung nichts amtliches mitgetheilt worden war, so forschte ich unter der Hand nach, und erfuhr, daß S. M. ihm diese allergnädigste Bewilligung ertheilt hätten. Bei diesen Umständen habe ich es meiner Pflicht gemäß erachtet, so wie es bei andern ausländischen Gelehrten üblich war, einen Beamten zu diesen Vorlesungen abzusenden, der den Inhalt und die Tendenz derselben erforsche, und mir sohin Bericht erstatte.

Ich nehme mir die ehrfurchtsvolle Freiheit S. M. zwei Berichte des dahin abgesendeten Hoffretairs Armbruster im Anschluß vor Augen zu legen, nach welchen diese Vorlesungen dem gegenwertigen Staatsinteresse nicht ganz unpassend zu seyn scheinen. Der Berichtleger bemerkt, daß diese Vorlesungen zwar nicht unmittelbar anstößig wären, jedoch der geheimen Tendenz nach so geedeutet werden können, weil öfter Digressionen vorkamen, die auf die Unterjochung Deutschlands und die gegenwärtige Umgestaltung Europas hinzielten.“

Diesen Bericht des Freiherrn v. Hager legte der Staatsminister Graf Metternich in seinem Vortrag vom 9. Juni 1812 in Prag dem Kaiser Franz vor und begleitet ihn mit folgenden, wahrhaft nicht schmeichelhaften Randbemerkungen: „Wenn Adam Müllers Vorlesungen im Sinne der *Teutschheit* sind ohne daß er sich verfänglicher Ausdrücke schuldig macht, so ist gegen diesen Sinn *gar nichts* einzuwenden. Predigt er Volks Aufstand, so muß ihn die Polizey zurechtweisen. Was führt aber Freyherr v. Hager und Armbruster an,

Daß Adam Müller in seiner zweiten Vorlesung Pitt und seinen Vater Lord Chatham lobte!

Was ist gegen dieses Lob zu bemerken? Wie hängt es mit der Teutſchheit zusammen, ist es vielleicht anstößig, weil Napoleon Pitt nicht liebte? Was geht uns das an? Warum sollten wir uns nicht mehr erlauben von den großen Männern der Ausländer zu sprechen?

Warum unterlegt man endlich Allerhöchstdenselben solch elende Bruchstücke wie der vorliegende Polizei-Rapport¹⁾.

Kaiser Franz scheint jedoch in dieser Angelegenheit nicht eines Sinnes mit Metternich gewesen zu sein. Er erließ am 12. Juni 1812 an Baron Hager eine Weisung, in welcher er ihm wohl den Auftrag erteilte, Adam Müller wegen der politischen Tendenz seiner Vorträge zur Vorsicht zu mahnen. Freiherr v. Hager beantwortet diesen Auftrag mit seinem Rapport vom 26. Juni.

„Euer Majestät

Geruheten mir unterm 12. d. wegen der öffentlichen Vorlesungen von Adam Müller eine allergnädigste Weisung zu ertheilen.

Da diese Vorlesungen nunmehr beendigt sind, so halte ich mich verpflichtet E. M. ehrfurchtsvoll anzuzeigen, daß die Nothwendigkeit nicht eingetreten ist, dem Adam Müller über die politische Tendenz seiner Vorlesungen Winke zu geben. Derselbe ist wahrscheinlich schon von seinen Freunden gewarnt worden, und hat sich in der Folge behutsamer betragen, ohne jedoch im ganzen seine Abneigung gegen Frankreichs Oberherrschaft zu verläugnen.

Der Hofsekretair Armbruster hat Müllers Vorlesungen in Gemäßheit E. M. allergnädigster Weisung bis zu Ende besucht und mir sohin den ehrfurchtsvoll angebogenen Bericht

¹⁾ Von mir bereits mitgeteilt in „Adam Müllers Ausgewählten. Abhandlungen“, Vena, Gustav Fischer, 1921, S. 207.

erstattet. Sein[en] Vorschlag, daß bei ausländ. Gelehrten von Müllers Gefinnungen um unangenehme Kollisionen zu vermeiden, die Manuskripte der Vorlesungen von der P. Hofstelle vorläufig eingesehen werden möchte, vermag ich nur alsdann auszuführen, wenn ich in Zeiten von der Bewilligung zu diesen Vorlesungen verständiget werde, im gegenwärtigen Fall hat die Studienhofkommission mich gar nicht in die Kenntniss gesetzt, ich erfuhr nur später hin auf andren Wegen, daß Müller Vorlesung[en] halten dürfe, und von meinem Plane war dabey gar nicht die Rede.

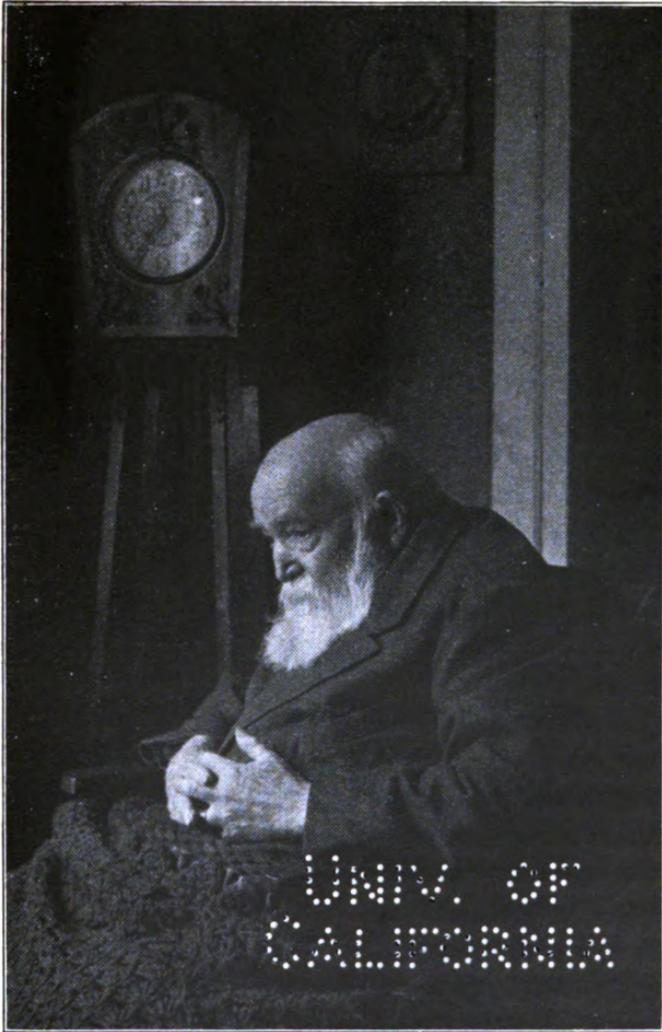
Wien d. 26. Juny 1812.

Hager.“

Adam Müller, den der große Erfolg seiner Vorlesungen über die Beredsamkeit kühn gemacht hatte, kam nach zwei Monaten bei der vereinigten Hofkanzlei neuerdings um die Erlaubnis ein, nunmehr „öffentliche moralische Vorlesungen“ abhalten zu dürfen. Gemäß des bestehenden Allerhöchsten Befehles sandte die Hofkanzlei dieses Ansuchen wieder an die Polizeihofstelle zur Äußerung weiter.

Freiherr v. Hager war jedoch durch die früheren mit Adam Müller gemachten Erfahrungen nun schon gewikigt. Er wußte, daß dieser es verstünde, auch in ganz „unschuldigen“ Vorlesungen über die Rhetorik seinen nationalen Gefühlen Luft zu machen und, wenn auch versteckt, gegen Napoleon zu schüren, ein Umstand, welcher der damals napoleonfreundlichen österreichischen Politik nicht erwünscht sein konnte. Baron Hager hatte wohl auch keine Lust, Adam Müllers wegen wieder eine, wenn auch noch so feine Zurechtweisung einzusteden, er beschloß daher diesmal ganz sicher zu gehen und eine Zustimmung nur nach den strengsten Kautelen zu erteilen. Daher schreibt er am 17. September an die Hofkanzlei zurück:

„E.[uer] E.[xcellenz] werden nicht verkennen, daß jener Theil der Moral, über welchen der Sachsen Weimarische Hofrath Adam Müller . . . für ein gemischtes Publikum



Letzte Aufnahme Hans Thoma's

THE
MUSEUM OF
ART AND HISTORY
OF THE
CITY OF
NEW YORK

1914

Vorlesungen halten will, viele verschiedenartige Ansichten hat, die selbst nah und fern die Staatszwecke berühren. Obgleich ich nun nicht der Meinung bin, daß Bittsteller, der sich um Oesterreich verdient gemacht hat, und als ein rechtlicher Mann bekannt ist, deshalb mit seinem Gesuch abzuweisen sey, so scheint mir dennoch die Heillichkeit der Gegenstände, die er abhandeln will eine besondere Kontrolle über diese Vorlesungen räthlich zu machen, damit nicht durch ein und andern gewagten Satz oder auch nur durch Andeutung üble Eindrücke erzeugt werden. In Erwägung dieser Umstände und daß Hofrath Müller nur im allgemeinen die Materien seiner Vorlesungen bezeichnet habe, glaube ich, daß man sich nur alsdann über diese Vorlesungen vollkommen beruhigen könne, wenn Bittsteller über jede derselben vorläufig entweder das vollständig ausgearbeitete Heft oder doch eine hinlängliche Skizze davon der P. Hoffstelle vorlege, nach dem die P. Hoffstelle ohnehin von S. M. angewiesen ist, derlei Vorlesungen fremder Gelehrten durch einen eigenen Beamten kontrollieren zu lassen.“ Trotz allen Wohlwollens für Adam Müller lächelt hier doch der alte Fuchs zwischen den Zeilen hervor.

Adam Müller hat die von ihm beabsichtigten öffentlichen moralischen Vorlesungen nie gehalten. Es tauchte diesem rastlosen Manne plötzlich ein anderer Plan auf, der seine Thätigkeit ganz in Anspruch nahm, die **E r r i c h t u n g e n e r E r z i e h u n g s a n s t a l t** für die Söhne des hohen Adels. Dieses Unternehmen beschäftigte jedoch nicht nur ihn und seine wohlgesinnten Gönner und Freunde, sondern insbesondere wieder die Polizeihoffstelle und ihren Chef Freiherrn v. **S a g e r**, der seine Beamten und Agenten zu einem großen Erkundigungsfeldzug ausandte, aber auch bei Hof und in den weitesten Kreisen der Stadtbevölkerung wirbelte dieses Ereignis ungeheuren Staub auf. Nunmehr war Adam Müller wieder einmal in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses getreten.

Die Polizeihoffstelle hatte auf Adam Müller, insbesondere seit seinen verdeckten, deutsch-patriotischen Anspielungen in seinen „Vorlesungen über die Beredsamkeit“ ein wachsameres Auge. Wenn sie auch an seiner österreichfreundlichen Gesinnung nicht zweifelte, so war es bei der gegenwärtigen politischen Konstellation, da Napoleon der Schwiegersohn des Kaisers Franz geworden war, doch dringend geboten, einen Mann, der als gebürtiger Preuze einen echten Nationalstolz besaß, zu überwachen, damit er nicht durch ein ehrliches, aber plumptes Wort das feine Gespinnst der Diplomaten zerstöre.

Da langt am 24. Oktober 1812 bei Freiherrn v. Hager die anonyme Anzeige eines Polizeikonfidenten ein: „Der bekannte preußische¹⁾ Hofrath Adam Müller will eine große Privat-Anstalt zur Erziehung des hohen Adels hier errichten. Den Vorschuß der Kosten trägt Sr. kön. Hoheit, der Erzherzog Maximilian. Ein großes Haus nebst einem Garten soll auf der Wieden dazu gemiethet werden oder gemiethet worden seyn. Ich zweifle nicht, daß Müller hierzu bereits in dem gewöhnlichen Wege die Erlaubnis werde erhalten haben. Allein eine andere Frage dürfte doch seyn: ob nicht diese Anstalt auch aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden dürfte?

Müllers Grundsätze, wenigstens die politischen stehen in sichtbarer Opposition mit jenen, zu welchen unser Hof in dem gegenwärtigen Augenblicke sich bekennt. Müllers Name ist in Frankreich bekannt und vielgenannt; seine Connexionen mit dem Hause der Erzherzogin Beatrix, das man öffentlich als den Vereinigungspunkt Alles dessen nennt, was mit dem politischen System unseres Hofes unzufrieden ist, erregt vieles Aufsehen und man betrachtet jene Anstalt schon als eine Pflanzschule zur Propagation des alten Hasses gegen Frankreich.

¹⁾ Vgl. hiezu Anmerkung¹⁾ S. 66!

Bei dieser Ansicht der Sache dürften Euer Excellenz doch vielleicht bestimmt werden, einige wenn auch bloß historische Notizen von einem Unternehmen aufzufassen das gewis großes Aufsehen erregen, aber nach dem Urtheile Aller, welche Müllern und seinen politisch-philosophischen Schwärmergeist kennen, bald wieder in Verfall kommen wird.“

Durch diese Mittheilungen veranlaßt, richtet Baron S a g e r bereits vier Tage darauf, am 28. Oktober 1812, ein kurzes Dekret an die ihm unterstehende Polizeioberdirektion, in welchem er dieser aufträgt, Erkundigungen über die Bewilligung, Finanzierung und Tendenz der projektierten Anstalt einzuziehen. Die Polizeioberdirektion rührt sich aber fast ein ganzes Monat hindurch nicht. Da wird Freiherr von S a g e r ungeduldig und betreibt den gewünschten Bericht neuerdings am 20. November, da ihm mittlerweile zu Ohren gekommen war, daß dieses Institut den Namen „M a r i m i l i a n e u“ führen soll und daß Adam Müller bereits wegen Ankaufes einer Bibliothek hiefür in Unterhandlungen steht.

Abermals vergehen drei Tage, ohne daß irgend eine Nachricht von der Polizeioberdirektion einlangt. Nun erläßt Sager neuerdings ein Dekret am 23. November, (und zwar im schärfsten Kommandoton), worin es unter anderem heißt:

„Eine neuere sehr dringende Veranlassung fodert mich auf die verlangte Auskunft neuerlich zu betreiben . . . Da hierorts vorgekommen ist, daß ein nicht zum besten bekannter Geistliche Namens Hofbauer eine Anstellung dabei haben soll, so wird sich die P. O. D. ungesäumt bei Erstattung obig. Berichtes anher äußern, ob die Anstellung Hofbauers wahr sey, ob dieses vielleicht jener aus mehreren P. Verhandlungen bekannte Hofbauer sey, welcher Vorsteher der in Warschau aufgehobenen Bennoniten war.

Ich gewärtige f ö r d e r s a m s t die abverlangte Auskunft.

Wien den 23. 9ber 1812.

Freiherr v. Sager.“

Diese „neuere, sehr dringende Veranlassung“, auf welche sich Baron Hager hier beruft, bestand darin, daß Kaiser Franz allerhöchstselbst Wind von der ganzen Sache bekommen und an Baron Hager nachstehende Weisung erteilt hatte: „Das hiesige Adelige Institut soll einen Ausländer mit Namen Müller zum Director und den Priester Hofbauer zum Religionslehrer haben. Es sei zu erheben, ob sie dabei belassen werden können.“ (Separatprotokoll 1812, 24. November.)

Endlich langt eine Woche später, am 29. November der so heißersehnte Bericht der Polizeioberdirektion ein. Sie wird, ihren sonstigen Traditionen getreu, auch in dieser Angelegenheit gewiß nicht lässig zu Werke gegangen sein, allein es mochte ihr nicht besonders leicht fallen, von diesem Unternehmen, das ja noch in den Kinderschuhen steckte, verlässliche Nachrichten einzuziehen. Der Bericht lautet:

„Ich habe nach Euer Erzellenz hohem Befehle über die von dem Hofrath Adam Müller projectirte Privat-Erziehungs-Anstalt für den höheren Adel Erkundigungen eingezogen und lege e i n s t w e i l e n das Wesentlichere hier vor, bis ich durch andere Notizen die Lücken ergänzen kann.

Bis gestern Abends hatte Müller weder bey der vereinigten Hofkanzley, noch bey der Studien-Hof-Commission, noch bey der Regierung eine Bewilligung angesucht, unerachtet die Errichtung der Anstalt fest beschlossen ist und Müller bereits mit den Lehrern in Unterhandlungen steht. Nach Müllers Äußerungen war die Introduction der Zöglinge auf den zweyten Weynachts-Feyertag, die Eröffnung der Lehranstalt aber auf den 2. Jan. 1813 festgesetzt. Indessen hat sich ein anderes Hinderniß entgegengestellt.

Die Mätresse eines Grafen Reglewich, Namens Kirchstätter, welche in dem für das Müller'sche Institut bestimmten Caroly'schen Garten-Gebäude auf der Wieden wohnt, weigert sich nun auszuziehen, unerachtet man ihr eine andere Wohnung

mit großen Vortheilen angeboten und sie schon für die Annahme ihr Wort gegeben hatte. Die Unterhandlungen geschehen durch den Haus Hofmeister Sr. kön. Hoheit des Erzherzogs Maximilian Höchst welcher alle Kosten vorschießt, mit ganzer Seele an der Anstalt hängt, noch mehr, als Müller selbst, und dem Institut seinen Namen „Maximilianeum“ geben wird, wahrscheinlich als Seitenstück zu dem „Joanneum“ in Graz. Mit der Universal-Erbin des verstorbenen Raths v. Sartori steht Müller in Unterhandlungen über die hinterlassene Bibliothek desselben. Bereits bot er eine Leib-Rente von 400 fl. W.W. jährlich an, um diese Bibliothek mit der Erziehungsanstalt zu verbinden.

Den eigentlichen Plan, nach welchem der junge Adel hier gebildet werden soll, hat noch keiner von Müllers Freunden, mit welchen ich sprach, gelesen. Nur so viel hörte ich, daß Müller einen eigenen und in seiner Art einzigen, von allen bisherigen Unterrichts-Systemen abweichenden Gang gehen wolle. Gereifte und erfahrene Männer, selbst aus dem Kreise von Müllers Freunden, erwarten nicht von dieser Anstalt, oder eigentlich etwas schlimmeres als nichts: V e r b i l d u n g nach dem Schutte der neueren Schule, woben Verstand und Herz leer ausgehen und der Staat nie Männer erhält wie er ihrer in dieser Zeiten bedarf. Müllern selbst wurden von mehreren wackeren Männern Vorstellungen gemacht. Allein die Folge war, daß er sie floh und jede Verbindung mit denselben abbrach.

Auffallend ist es übrigens, daß die dirigirenden Piaristen im Theresianum Müllern selbst angeboten haben sollen, ihm reiche Zöglinge zuzuweisen. Unter den zwölf Zöglingen, welche sich schon gemeldet haben, sollen auch zwey Lichtenstein sich befinden.

Zum Vize-Director und Lehrer der Religion hat Müller den bekannten aus Warschau entflohenen Benonisten H o f b a u e r ersehen, einen schwärmerischen ungebildeten und

unwissenden Menschen, von welchem in unseren Akten viel vorkommen muß.

29. Nov. 1812

Notus.“

In diesen Zeilen spiegelt sich deutlich das Urtheil wieder, welches das offizielle Oesterreich, das noch durchwegs aus aufgeklärten Josephinern bestand, über die Bestrebungen der Wiener romantischen Schule fällte. Insbesondere schien ihm das Wiedererwachen des religiösen Lebens für die bestehenden Staatsmaximen sehr gefährlich, daher die überlegene Geringschätzung gegenüber Klemens Maria Hofbauer, dessen Wirksamkeit der Polizei immer ein Dorn im Auge war. Adam Müller gegenüber dachte man freilich etwas anders. Dieser Mann trug in seinen Schriften Grundsätze vor, welche den leitenden Staatsmännern vermöge eines tiefen konservativen Gehaltes höchst willkommen waren, auch hatte sich Müller persönlich um Oesterreich sehr verdient gemacht, aber überall dort, wo dieser bunte Vogel aus dem Zaubergarten der Romantik seine Schwingen zu einem Höhenfluge erheben wollte, legte man ihn sorgfältig an eine eiserne Kette und stutzte ihm die Flügel. Das Gefährliche war dabei nur, daß Müller in Folge seiner tiefen Wirkung im persönlichen Verkehr glänzende Verbindungen in den höchsten Kreisen besaß, und vielleicht wäre es ihm auf diese Art und Weise möglich gewesen, dem guten Kaiser Franz in einer gnädigen Laune die Bewilligung zur Errichtung seiner Erziehungsanstalt abzulisten, aber alles, was gut aufgeklärt war und auf gesunden Menschenverstand hielt, verschwor sich wider ihn, um seine kühnen Pläne zu durchkreuzen.

Sehr geschadet hat sich Adam Müller in den Augen der österreichischen Behörden dadurch, daß er den „nicht zum besten bekannten Geistlichen“ Klemens Maria Hofbauer, den heutigen Heiligen und Patron Oesterreichs, zum Religionslehrer und Vize-Direktor seiner Anstalt erwählte, jenen Anti-

poden des Josefismus, der, obwohl weder Künstler noch Philosoph, so doch das Herz der Wiener Romantik genannt werden kann. Die Polizei noch sofort Jesuiten, zumal sich auch Hofbauers vertrautester Freund, Baron Penkler, der Sache Adam Müllers warmen Herzens annahm.

„Ich vernehme“, schreibt Baron Hager am 1. Dezember 1812 an die Polizeioberdirektion, „daß der Hofrath Baron von Penkler sich mit allem Eifer für die baldige Errichtung der Adam Müllerischen Erziehungsanstalt intercedirt. Die P. O. D. wird in dem Berichte, den sie über diesen Gegenstand zu erstatten hat und den ich nun ehestens gewärtige, auch diesen Punkt näher zu beleuchten suchen, und wo möglich den Baron Penkler durch einen vertrauten Mann ausholen.“

Bereits am selben Tage berichtet die Polizeioberdirektion im Nachhang zu ihrem ausführlichen Bericht vom 29. November: „Nach Behauptung des Hofraths Baron Hormayer ist das Erziehungsinstitut, welches von dem bekannten Adam Müller errichtet werden will, das Werk der hiesigen Jesuiten-Partei, der päpstliche Nunzius, Baron Penkler p. p. sollen das Unternehmen vorzüglich begünstigen. Adam Müller ist deswegen noch bei keiner Behörde um Bewilligung eingekommen, weil er solche unmittelbar von Sr. M. durch den Schutz mehrerer Glieder der R. R. Familie zu erhalten hofft.

Sr. R. H. der Erzherzog Maximilian schießen einweilen das nöthige Geld vor, und geben dem Erziehungs Institut den Namen Maximilianeum. Adam Müller zählt mit dem Schutz J. M. der Kaiserin und J. R. H. der Kaiserin Mutter. Graf Metternich soll auch gesonnen seyn, seinen Sohn in dieses Institut zu thun.

Wien d. 1. Xber 812.

Notus.“

Man sieht, es sind just nicht die schlechtesten Namen, die Adam Müller unter seinen Gönnern anführen kann. Dabei hatte er auch zur Presse die denkbar besten Verbindungen.

Der Schriftleiter des „Österreichischen Beobachters“, des tonangebenden Wiener Blattes, Josef Anton v. Pilat zählte zu seinen vertrautesten Freunden. Auch diese Beziehung spürte die Polizei bald aus. So heißt es in einem anonymen Bericht an Baron S a g e r vom 8. Dezember 1812:

„Ich sprach gestern lange mit P i l a t über Adam Müller und sein Institut. Was ich dabey erfuhr und bemerckte ist:

1. Daß Pilat keines der kleinsten Triebräder in dieser Maschine sey und daß er thätig dafür arbeite um einige mit ihm in enger Verbindung stehenden Menichen in Versorgung und Wirksamkeit zu bringen. Diese sind Baron Rintowström u. der Gelehrte u. Artist Hartmann. Der Erstere wird Pilats Schwägerin heyrathen. Der Letztere ist eigentlich der thätigste Mitarbeiter an dem Beobachter, ein Mensch, der sehr vieles gelernt hat aber unreif in seinem Benehmen und in seinem Urtheile ist.

2. Daß das Ganze darauf berechnet sey, die Erziehung des Adels allmählig wieder den Piaristen zu entziehen und Jesuiten oder jesuitisirenden Personen in die Hände zu spielen scheint wenn mich nicht jede Combination täuscht, der geheime Zweck der Unternehmung zu seyn und ich spreche selbst Pilat nicht von dem Hinwirken auf diesen Punkt frey.

3. Nur Katholiken sollen als Böglinge aufgenommen werden.

4. Adam Müller wird noch diese Woche der N. Ö. Regierung seinen Plan vorlegen und um die Genehmigung bitten. Er rechnet sehr auf Sr. Saurau's Unterstützung.“

Daß sich A d a m M ü l l e r nunmehr auch um die rechtliche Seite der Angelegenheit bekümmerte und um eine behördliche Genehmigung seines Planes einkam, war wahrlich hoch an der Zeit. Seine Unbekanntheit mit den österreichischen Studiengesetzen mag dazu beigetragen haben, daß er die Hindernisse, die von den k. k. Behörden drohten, ursprünglich kaum in Beachtung zog. Nunmehr unterbreitet er seinen

völlig ausgearbeiteten Entwurf zunächst seinem Gönner
Erzherzog Maximilian, der sich folgendermaßen hiezu äußert:

„Lieber Müller.

Hierneben sende ich ihnen den mir mitgetheilten Entwurf
zurück, den ich für ganz besonders gut gelungen, und zweck-
mäßig halte, da aber doch einmahl etwas daran getadelt
werden soll, und Sie dieses von mir als einen Beweis der
innigsten Theilnahme ansehen, so will ich Ihnen auch nicht
ein Wort verhehlen, dessen Lesung in mir den Wunsch erregt
haben möchte es nicht darinn anzutreffen.

Dahin gehört zuerst die Erwähnung des *k. k. Artillerie
Corps*, welche zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, und
es dürfte besser seyn bloß *k. k. Invaliden* zu erwähnen.
Dann der Ausdruck *Männer ohne Furcht*, und
Eadel, und die Erwähnung des *Cours diplomatique*,
und der *Militär-Wissenschaften*, wenn
sie nicht etwa vermuthen, daß gerade hierauf ein besonderer
Werth gesetzt werde.

Endlich wünschte ich, daß sie sich nicht *H.[erzoglich]
W.[eimar'scher]* Hofrath unterschrieben, indem man daraus
Anlaß nehmen könnte ihnen Hindernisse in den Weg zu
legen in dem Anbetracht, daß Sie in Diensten eines fremden
Hofes stehen.

Ich kann ihnen aber nicht genug wiederholen wie zweck-
mäßig ich alles übrige finde, und hoffe, daß sie diese wenige
Anmerkungen nur dem aufrichtigen Wunsch für das Gedeihen
ihres schönen Unternehmens zuschreiben werden, womit
ganz erfüllt ist

Ihr ergebenster

Eh. Maximilian.“¹⁾

¹⁾ Die hier mitgetheilten Briefe des Erzherzogs Maximilians
stammen aus dem Nachlasse Adam Müllers, den ich mit gültiger
Erlaubnis der Familie v. Pilat in Wien benützen konnte.

Diese Rathschläge seines hohen Gönners klug benützend, reicht Adam Müller das vorgeschriebene Gesuch am 9. Dezember 1812 bei der Niederösterreichischen Landesregierung ein. Er fügt ihm auch einen ausführlichen Plan seiner Erziehungsanstalt bei:

„Entwurf eines Privathauses; Wien, Favoritenstraße 126.

Dieses Haus ist für die Erziehung und den Privatunterricht einer beschränkten Anzahl von 10—18 jähr. Knaben aus den höheren Ständen bestimmt. Außer den höhern Orts verordneten Studien, welche in der vorgeschriebenen Art besorgt werden, übernimmt das Haus die moralische und physische Leitung seiner Zöglinge, wie auch alle die besondern Studien, Sprachübungen, ritterlichen und musikalischen Exercitien, welche zu einer vollendeten Welt- und Geschäftsbildung gehören: ferner die Sorge für die Repetitionen der vorgeschriebenen Studien, für die gehörige Abhaltung der verordneten Prüfungen, für die immerwährende lebendige Ausübung der deutschen und französischen Sprache, und für die weitere Vervollkommnung in allen Zweigen der griechischen und römischen Classischen Litteratur, durch den ganzen Lauf der philosophischen, juridischen und politischen Studien.

Was ein Vater aus den höheren Ständen über die vorgeschriebenen Studien hinaus für die sittliche, wissenschaftliche und elegante Bildung seines Sohnes thun, oder wünschen möchte, aber durch seine Geschäfte oder seine Lage verhindert wird, auszuführen, wird sich das Haus zu verfolgen und zu erreichen bestreben. Die Hauptstadt der Monarchie bietet zu diesem Zwecke die ausgezeichnetsten Mittel und Talente dar, die nach Kräften zu vereinigen das Hauptaugenmerk des Unternehmers seyn wird.

Das zu dieser Absicht ausersehene Local liegt in der gesündesten und höchsten Gegend der Stadt, vereinigt alle Vortheile des städtischen und ländlichen Aufenthalts und gestattet eben sowohl die fortdauernde Verbindung mit der

übrigen Welt, als die gelegentliche Absonderung von derselben. Von den drey dazu gehörigen großen Gärten sind zwey für den freyen jugendlichen Lebensgenuß, für Spiele und gymnastische Uebungen aller Art: der 3te mit dem dazu gehörigen Wirthschaftsplatze ist für den praktischen Unterricht in dem ältesten und ersten aller menschlichen Gewerbe, das keinem gebildeten Staatsbürger fremd seyn sollte, in der **L a n d w i r t h s c h a f t** bestimmt. Das Haus ist mit einer anständigen Haushaltung, mit Erziehungs und Unterrichtsrequisiten aller Art, und mit einer auserlesenen Bibliothek versehen, und hat hinreichenden Raum um vier und zwanzig Zöglinge mit Anstand zu beherbergen. Würdige Geistliche werden die unmittelbare moralische und religiöse Pflege der Eleven überwachen, wie auf der andern Seite bey dem steigenden Mangel an gutem Gesinde beschlossen worden ist, die Bedienung ausgezeichneten Individuen unter den Invaliden der k. k. Armee zu übertragen, die sowohl ein gewisses Gefühl von Ehre, als auch Sinn für Disciplin und Ordnung in das Haus mitbringen werden.

Der Unterricht wird von geprüften Lehrern aller Art besorgt: der historische, staatswissenschaftliche, philosophische und mathematische wird vom Vorsteher unmittelbar geleitet. Ein, jeder Stufe der Bildung angemessener Religionsunterricht wird durch alle Klassen ununterbrochen fortbauern. Alle Kräfte aber werden dahin vereinigt werden, daß insbesondere treue Staatsbürger und Männer, die den kommenden Zeiten angemessen sind, dereinst aus dieser Bildungsanstalt hervorgehen können.

Die Aufnahme der Zöglinge geschieht in der Regel zwischen dem 10. und 12. Jahre ihres Alters: der Unterricht würde also in den höheren Humanitätsklassen beginnen und bis ans Ende der Universitätsstudien begleitend fortbauern. Nur ist die Einrichtung getroffen worden, daß alle die verschiedenen Curfus des Privatstudiums, in welche dasselbe der Ordnung

wegen hat eingetheilt werden müssen, zugleich anfangen, so daß also Jünglinge jeden höheren Alters bis zum 18. Jahre unmittelbar eintreten und die bereits anderwärts begonnenen Studien fortsetzen, vollenden und alles früher versäumte Privatstudium nachholen können. Die Privatstudien, welche dem Unterricht an der k. k. Universität zur Seite gehen, werden Fortsetzungen und Erweiterungen der früheren humanistischen und philosophischen Studien seyn: auch wird in den letztern Jahren des Studiums ein vollständiger cours diplomatique in französ. Sprache vorgetragen, wie auch für einen encyclopädischen Unterricht in den Militärwissenschaften gesorgt werden. Ueberhaupt kann der Zweck dieses Erziehungshauses nicht richtiger definirt werden, als durch die äußeren Veranlassungen, welche die Idee desselben angeregt haben. Bey dem großen Mangel an guten Hofmeistern und Pädagogen hatten sich mehrere Familien an den unterzeichneten Unternehmer eines Erziehungshauses gewendet und seinen Rath in Anspruch genommen. Bey der Unmöglichkeit passende Subjecte zu finden, schien es am gerathensten und natürlichsten, die eigene Kraft zu diesem schönen Zweck herzugeben, ein angemessenes Lokal zu suchen, u. selbst für mehrere Familien gemeinschaftlich Hofmeister zu werden als für einen Einzelnen. Die Kosten dieses ausgebreiteten Unterrichts, obwohl noch immer groß, da sie für jeden einzelnen Bögling nicht unter 500 fl. jährlich bestritten werden können, standen dennoch in keinem Verhältniß zu den Kosten der abgesonderten Erziehung. Wieviel aber wurde außer dem gewonnen durch das Beyeinanderseyn mehrerer, durch die Berührungen entgegenesetzter Kräfte und Talente, und durch die Autorität über die jugendlichen Gemüther, die wohl der Vorsteher eines Erziehungshauses, aber nie, oder selten ein häuslicher Erzieher in gehörigem Maße erlangen kann.

Demnach also bleibt der höchste Zweck dieses Hauses, jedem einzelnen Zöglinge desselben das väterliche Haus so viel als möglich zu ersetzen, ihn von festen und treuen Gesinnungen für Religion und Vaterland für sein ganzes Leben zu durchdringen, und auf jeden Dritten den wohlthätigen Eindruck einer wohlgeordneten, sittlichen und frommen Familie zu machen. Öffentliche Schauprüfungen werden nicht Statt finden. Das Haus wird zu allen Zeiten und Stunden für jeden Berufenen offen stehen. In jedem gegebenen Monat soll eine für den Zögling, wie für den Besucher des Hauses genügende Prüfung vorgenommen werden können.“

Soweit der Plan Adam Müllers: Läßt man diesen Entwurf ohne Rücksichtnahme auf seinen Verfasser auf sich wirken, so wird ihm niemand Großartigkeit und Genialität absprechen können. Mögen die Ziele auch weitgesteckt sein, so wäre das Ganze doch unschwer zu verwirklichen gewesen. Hierzu kommt Adam Müllers außerordentliche Befähigung für das Lehrfach, die er seinerzeit in Dresden als Erzieher des Prinzen *Bernhard v. Sachsen-Weimar* bewährt hatte. Der Herzog *Carl August*, der Freund *Goethes*, hatte ihm dafür den Hofrathstitel verliehen. Müller, der schon bei seinen Vorträgen eine große Wirkung auf sein Publikum ausübte, wäre ein berufener Führer der Jugend geworden, allein der Einfluß der Aufklärung war damals in Wien noch ungebrochen, von einem Romantiker und mystischen Schwärmer wollte man nichts wissen. Ich habe an anderer Stelle das Schicksal von Adam Müllers Besuch bei den zu seiner Beurteilung berufenen Behörden geschildert, sein Plan erfuhr, mit großem Unrecht, eine geradezu vernichtende Kritik¹⁾. Hier will ich zur Erläuterung nur

¹⁾ Man vergleiche hiezu den Anhang zu meiner Ausgabe von *Adam Müllers* „Elementen der Staatskunst“, Jena 1922, Verlag *Gustav Fischer*, wo in Band II. S. 460 ff. sämtliche Aktenstücke zu *A. M.*'s geplanter Erziehungsanstalt zum erstenmal abgedruckt wurden.

noch einige Bemerkungen anfügen, die Baron Hager in seinem Generalrapport an Kaiser Franz vom 12. Dezember 1812 niederschreibt:

„Wenn es . . . erlaubt ist, aus Müllers religiös frommen Denkungsart und aus seinen Schriften sich ein Ganzes zu abstrahiren, so dürfte sein Zweck vor allem dahin gehen, seinen Zöglingen die Grundsätze einer reinen Sittenlehre und der Katholischen Religion einzuprägen, dann aber ihnen die Pflichten an das Herz zu legen, die aus ihrem höhern Standpunkt in der Gesellschaft als Adelige hervorgehen. Müller ist für alle große Institute des Mittelalters enthusiastisch eingenommen, er spricht einer reichen Geistlichkeit, einem reichen Adel das Wort.

Diese aus Müllers Schriften entlehnte Meinungen haben im Publikum die sonderbarsten Gerüchte über dieses neue adeliche Erziehungs-Institut verbreitet, man erzählt sich, daß nur Adelige, welche 16 Ahnen erweisen können, aufgenommen würden, andere behaupten wieder, das ganze Unternehmen seye ein Werk der geheimen Jesuiten, Müller seye bloß ein Werkzeug dieser Parthey, deswegen begünstigten auch hiesige, der päpstliche Nunzjus, Hofrath Ventler p. p. die Sache, man wolle den Piaristen die Erziehung der adelichen Jugend zu entziehen suchen und sie den Jesuiten in die Hände spielen.

Diese letztere Meinung wird noch dadurch mehr begründet, daß, wie ich auch erhoben habe, der ehemalige Vorsteher der aus Warschau i. J. 807 vertriebenen Benonnitin — eine Art Jesuiten, der Abbé Hofbauer als Religions Lehrer aufgenommen worden ist.

Viele ruhig urtheilende Männer versprechen sich von diesem Institute nichts gutes, sie besorgen nach den bekannten Ansichten Müllers über religiöse, philosophische und staatswirthschaftliche Gegenstände, daß die adeliche Jugend eher

verbildet, als zu brauchbaren höheren Staatsbeamten erzogen werde.

Ich habe nachgeforscht, welche Lehrer Müller vor der Hand zum Behuf seines Instituts ausgewählt habe, oben an stehet 1.) der Abbé Hoffbauer, ein Mann der der Polizey längere Zeit bekannt, und der Gegenstand einer förmlichen Untersuchung wegen dem war, weil er ohne Bewilligung ausgewandert, in Mähren zum Behuf seines Instituts Kinder angeworben, und nach Warschau geführt, dann aber nach seiner Vertreibung aus Warschau Kirchen gestört und reiche Ornamente mit sich genommen hatte. . . .¹⁾

Müller will sich vor der Hand nur auf den Elementar Unterricht beschränken, und erst dann, wenn er seine jungen Zöglinge genugsam vorbereitet hat, sein Institut erweitern und auch die höheren Wissenschaften tradiren lassen.“

Adam Müller, der zuerst ziemlich hoffnungsfreudig ans Werk gegangen war, scheint allmählich durch seine Freunde von den großen Widerständen erfahren zu haben, die sich gegen die Ausführung seines Planes immer stärker fühlbar machten. Nichtsdestoweniger fuhr er, zum größten Ärger der Polizeihofstelle und ihres Leiters, des Baron H a g e r, unbekümmert in seinen Vorbereitungen fort, als ob er die Bewilligung zu seiner Erziehungsanstalt schon in der Tasche hätte. Schon meldet das Gerücht, daß sein Haus von dreizehn Frequentanten besucht wird. Hofrat S i b e r, der Polizeioberdirektor, beeilt sich in seinem Bericht vom 14. Jänner 1813 an Freiherrn v. Hager dieses Gerücht abzuschwächen:

„Bis nun hat er nur den jungen von Leschniowsky bey sich im Hause, aber außer diesem erhalten noch drey (nicht 13 Jünglinge, wie gesagt wurde) den Unterricht bey ihm,

¹⁾ Man vgl. über diese bekannten Beschuldigungen die reichhaltige Literatur über den heiligen Klemens, etwa jüngstens J o h a n n e s H o f e r, Der heilige Klemens Maria Hofbauer, ein Lebensbild. 2. u. 3. Aufl. 1923, Herder, Freiburg i. Br. S. 231 ff.

die aber nicht da wohnen, sondern nur täglich hingeführt werden. Diese sind die zwey Brüder Michendorf und der Sohn des Banquier Parisis.“ Auch sonst weiß Hofrat S i b e r wieder eine Anzahl von Neuigkeiten: „Anfänglich war man Willens nur Jünglinge von höherem Adel in die Erziehung zu nehmen, allein da auch vermögliche Bürger, die öfters von sehr gesitteten Familien herstammen, und durch ihre natürlichen Anlagen, auch Ansprüche auf höhere Staatsbedienstungen haben, so würde man nun auch einige Zöglinge von geringerer Geburt annehmen Die P r o f e s s o r e n sind noch nicht alle bestimmt, doch hat er indessen den bekannten S c h l e g e l und S t o l l bedungen . . . Da der Herr Fürst Erzbischof zu Wien sehr großen Antheil an diesem Institute nehme, so wolle er auch dessen Rath genau zu befolgen suchen. Der Herr Erzbischof habe ihm besonders anempfohlen, allen Einfluß der Mütter auf die Kinder zu beseitigen. Aus diesem Grunde wolle er eine Art von Clausur in seinem Institute einführen, vermöge welcher den Kindern in der Regel nie der Besuch ihrer Ältern und Verwandten gestattet wird, damit sie aber doch von Zeit zu Zeit mit ihnen zusammen kämen, so würden sich alle Donnerstage und Sonntage 8 Couverts bey der Tafel des Instituts finden, wozu von Zeit zu Zeit die Eltern eingeladen würden.

Zugleich werde man an Sonntagen Abends Gesellschaften halten, wozu nebst andern gebildeten Menschen auch die Eltern geladen würden, um ihnen ihre Kinder zu zeigen und diesen selbst die Regeln des Umgangs practisch zu weisen.“ Schließlich weiß Hofrat S i b e r noch zu berichten, daß Adam Müller nunmehr die Eröffnung des Institutes für 1. April 1813 in Aussicht nahm.

Als die Erledigung des zu Beginn des Dezembers eingereichten Gesuches Ende Jänner noch immer auf sich warten ließ, wurde Adam Müller sehr niedergeschlagen. Indes sucht

ihn sein hoher Sönnner, Erzherzog Maximilian wieder aufzurichten und zu trösten:

„Lieber Müller. Ich eile mit wahren Vergnügen Sie zu versichern, daß ich sehr bestimmt weiß, daß nicht allein kein allerhöchstes Handbillet in ihrer Sache erlassen wurde, sondern daß die verschiedenen Verläumdungen, die man gegen Sie richtete, vielmehr jene Meinung von Ihnen begründen, die sie verdienen. Ich ersuche sie daher ruhig, und getrost die Entscheidung abzuwarten, wenn auch diese durch den gewöhnlichen langamen Geschäftsgang etwas verzögert würde. Ich erwarte sie Montag um die gewöhnliche Stunde, und verbleibe unabänderlich

Ihr ergebenster

Den 23. Jenner 1813.

Ch. Maximilian.“

Allein die Zuversicht und großen Hoffnungen des Erzherzogs sollten sich nicht erfüllen. Im Monate März wurde das Gesuch bereits abschlägig vom Kaiser beschieden, Ende Mai erhielt Adam Müller die amtliche Verständigung von dieser für ihn so schicksalschweren Entscheidung. Er stand wieder vor einem Abgrund. Es war ihm nicht gelungen, eine Lebensstellung zu erlangen, nach der er sich nach den bisherigen Schicksalschlägen wahrlich sehnte. Zudem hatte er sich mit Verbindlichkeiten belastet, die ihn jetzt schwer drückten. Seine Dienstboten, die er nun der Reihe nach entlassen mußte, leisteten der Polizei willkommene Zuträgerdienste, ihr widerwärtiger Klatsch füllte seitenlange Berichte. Doch kann man daraus ersehen, in welcher schwieriger Lage sich Adam Müller befand. Auch die Kriegerereignisse zwischen Preußen und Napoleon warfen schon ihren drohenden Schatten auf das damals noch neutrale Oesterreich.

„In diesem Hause“, heißt es in einem anonymen Bericht vom 12. Juni 1813, „geht es so, als ob es immer beim Dach herein käme, es werden Gäste geladen, es wird gemalen,

aber alles auf gut Glück; der Bäcker, der Fleischer, der Fischer, der Weinbauer, der Tischler, der Zimmermann, Maler, Schloffer und d. gl. haben seit Monath März kein Geld bekommen; jetzt verlegt sich der Hof R. M. mit seinem Compan. Klintowström aufs Lügen. Sie hatten mit dem Maler 200 fl accordirt, und wie er mit seiner Arbeit fertig war und das Geld haben wollte trugen diese Herrn ihm an zur Thüre hinauszuerwerfen, seine Arbeit wäre schlecht, er hätte die gewichsten Böden ruinirt und besleckt, sie hätten mit ihm nur 150 fl ausgemacht, und sie müßten erst sehen ob er gar etwas bekäme, wenn sie ihn klagten. Der Schloffer kömmt täglich, und nie ist der Hof R.[at] zuhause, der Glaser wird schon 6 bis 7 Mal bestellt, aber er trifft keinen Hof R., der Bäcker, der Fleischer gleichfalls.“

Neben diesen Gläubigersorgen, die der Berichterstatter ziemlich anschaulich schildert, weiß er auch von Adam Müllers preußischer, patriotischer Gesinnung zu erzählen, die er ihm — ein ärmliches und trauriges Zeugnis für ein engherziges Aurosterreichertum! — zum schweren Vorwurf macht: „Überhaupt scheint mir die Sache bedenklich, der Hof R. will sich hier engagiren und hält es durchgehens mit die (!) Preußen, wenn etwas rühmlisches von den Preußen in der Zeitung steht, so ist alles voll Jubel und die Thränen kommen ihm in die Augen, auch Charpies werden für dieselben gepupft.“

Diese Nachricht aus Feindesmund ist ein wertvolles Zeugnis für Adam Müllers vaterländische Gesinnung. Gewöhnlich heißt es, er habe leichten Herzens sein Heimatland Preußen mit Osterreich vertauscht. Das gerade Gegenteil traf zu. Auch in Osterreich, wo er übrigens vom preußischen Kanzler Hardenberg noch sein Wartegeld ausbezahlt erhielt, wies er beharrlich jeden Antrag auf eine Staatsanstellung zurück, solange er noch einen Funken Hoffnung hegte, in seinem Vaterlande unterzukommen. Noch im April 1812 fragt er bei seinem Berliner Freunde S t ä g e m a n n an,

ob er ihm nicht irgendeine Aussicht auf die ersehnte Anstellung in Preußen machen könne¹⁾). Freilich konnte er bei der ihm wohlbekannten Gesinnung Hardenbergs und bei der ständigen Umdüsterung des politischen Horizontes nicht ernstlich mehr daran denken. Abermals stand er nun, wie 1809 in Dresden und 1811 in Berlin vor einem gescheiterten Lebensziel. Selbst eine persönliche Vorsprache des Erzherzogs Maximilian bei Kaiser Franz hatte diesen zu keiner Sinnesänderung gegenüber dem Plane Adam Müllers zu bewegen vermocht. Was nun beginnen? Da kam die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich. Eine ungeheure Welle der Begeisterung loderte auch in der alten Babenbergermark im Osten des Deutschen Reiches empor. Von Kaiser Franz mit unbeschränkten Vollmachten zur Erregung des Aufstandes von Tirol versehen, suchte der damals in Wien lebende Tiroler Anton Leopold Roschmann entschlossene Männer für seine schwierige Aufgabe. Ohne Adam Müller vorher je gesprochen zu haben, warb er ihn für sein Unternehmen an. „In dem Augenblick,“ schreibt Müller später, „wo ich über den Groschen grübelte, der mich über den morgenden Tag weghelfen sollte, trat Roschmann, den ich nie gesehen, in mein Zimmer.“ So hatte sich seine schwierige wirtschaftliche Lage im Handumdrehen gewendet. Roschmann war vormals ein Freund von Baron Hormayr und wird durch diesen auf Adam Müller aufmerksam geworden sein. Während Müllers „heldenmütige Frau“ die Liquidation des gescheiterten Unternehmens durchführte, zog Adam Müller in Roschmanns Gefolge in den letzten Augusttagen des Jahres 1813 durch die grüne Steiermark nach Kärnten, dem prächtigen Lande der schneeigen Berge und der dunkelblauen Seen.

¹⁾ Vgl. Adam Müller, Ausgew. Abhandlungen, Jena 1921, S. 166.

*

Drei Mären von der Wahrheit

Frei nach Joh. Pauli von Hans Gäßgen

Als ein Bauer eines Abends vom Felde heimkam, saß ein seltsamer Gefell vor seines Hauses Tür. Er fragte ihn, was er da tue, warum er nicht sehe, zur Nachtzeit ein Dach über sich zu bekommen.

Er habe, erwiderte der Fahrende, eine böse Gewohnheit an sich. Er habe an allen Häusern des Dorfes geklopft, doch niemand wolle ihn aufnehmen.

„Was ist das für eine Gewohnheit?“ fragte der Bauer.

„Ich sage allen Menschen die Wahrheit, darum will mich niemand einlassen.“

„Das ist eine gute Gewohnheit“, meinte der Bauer und nötigte den Burschen, bei ihm einzutreten.

Seinem Weibe aber gebot der Landmann, Eier in die Pfanne zu schlagen und Milch zu bringen und dem Gaste allerlei köstliche Dinge vorzusetzen.

Der Gefell aber, der überall die Wahrheit sah, hatte alsbald wahrgenommen, daß der Bauer nur auf einem Auge sehen konnte, daß sein Weib nur ein Auge ihr eigen nannte, der Rake aber das eine Auge lief, so daß sie nur mit dem andern in die Welt blicken konnte.

Der Bauer aber bat den Gefellen, ihm die Wahrheit zu sagen, der Gast weigerte sich und sagte: „Lieber Mann, Ihr werdet böse über mich sein, wenn Ihr die Wahrheit wißt.“

Als der andere aber immer heftiger in ihn drang, sprach der Fahrende: „Du, Deine Frau und Deine Rake haben zusammen nur drei Augen.“

Als der Bauer die Worte vernahm, wurde er wütend, fluchte auf den undankbaren Gast und jagte ihn mit einem derben Knüppel vom Hofe

* * *

Ein reicher Mann, der gern Gäste bei sich sah und deshalb stets junge Hühner und Wildbret im Salz imd Fische im Trog hatte, tat einst einen prächtigen Al in den Fischkasten und ritt dann über Land.

Sein Weib aber fiel eine große Lust an, den Al zu verspeisen; sie eilte zu ihrer Nachbarin und sagte zu ihr: „Wir wollen den Al, der im Trog schwimmt, gemeinsam essen und meinem Manne, wenn er heimkehrt, sagen, der Otter habe ihn gefressen.“

Der Nachbarin war es recht und sie taten, was sie besprochen hatten.

Als der Mann heimkam, sprach die zahme Elster im Käfig: „Deine Frau hat den Al gesotten und gegessen.“

Der Heimgekehrte eilte an den Fischkasten und fand die Worte des Vogels bestätigt. Da wurde er sehr zornig und fuhr sein Weib heftig an, warum sie den Fisch verzehrt habe, den er verwahren wollte für edle Gäste.

Die Frau erwiderte, der Otter, der schon manchen Fisch verzehrt habe, sei der Missetäter gewesen.

Da sagte ihr Gatte, woher er wisse, daß sie, das Weib, den Al gespeist. Und sie ward zornig über die verräterische Elster.

Als ihr Mann einst wieder weggeritten war, nahm sie den Vogel aus dem Käfig und rupfte ihm den Kopf, so daß er gar spassig ausah.

Die Elster aber rief von nun an jedem, der einen Rahlkopf hatte, zu: „Hast Du auch von dem Al geschwächt?“

* * *

Vier Jungfrauen waren einst zusammen, die scherzten und waren guter Dinge.

Die Eine aber sprach: „Wenn wir nun voneinander gehen, wo werden wir uns wiederfinden?“

Da sprach die erste, die Feuer hieß: „Nehmt einen harten Stein und schlagt mit Stahl darauf, so findet ihr mich.“

Die zweite aber, die sie Luft nannten, sagte: „Wenn am
Saime die Blätter lustig hin- und wiedergehen, dann bin
ich nicht weit.“

Das Wasser aber, welches die dritte Jungfrau war, sprach:
„Wo Binsen stehen, da grabt nach, so werdet ihr mich finden.“

Die vierte aber, die den Namen Wahrheit führte, stand
traurig dabei und antwortete auf die Frage der andern,
wo sie ihre Heimstatt habe: „Ich bin heimatlos. Mich will
keiner beherbergen. Alle hassen mich.“

Fantasie von Schumann / Von Ludwig Bäte

Wir saßen im Musikzimmer. Die Wellen des heiter erregten Gesprächs, die das Mahl begleitet hatten, verstummten, schienen gefangen von der Schönheit des Raums, der nur erlesenen Geistern zu bewohnen offen stand. Dunkelbespannt die Wände, darüber ein leuchtend froher Geniefries, hin und wieder ein kostbares, sorgsam eingefügtes Blatt, eine Büste. Mitten, etwas erhöht, wie ein Altar der edle Blüthnerflügel. Das elektrische Licht, das noch soeben den Raum aufblühen ließ, erlosch. Zwei Kerzen brannten, und daneben, am Notenständer, schimmerte eine wundervolle rote Rose und beleuchtete manchmal das Geäder deiner schmalen Hände, die schwer über die Tasten glitten, leidenschaftliche Klage und wilden Schmerz weckten. Hastiger stürmten die feinen Finger, die weißen und schwarzen Streifen tollerten, wirbelten ineinander, schwalbenschnell flogen die Hände. Ein goldener Reif blitzte, ein rotes Blatt sank sacht. Dann schluchzte eine wundersame süße Melodie und füllte das Zimmer mit berauschem Duft. Draußen durch die geöffneten Fenster geigte der Wind und verwehte sekundenlang das Licht der gelben Kerzen, wirrte atmend dein volles, dunkles Haar, träufelte den dünnen Rauch einer Zigarette und schlief in den Falten eines Vorhangs ein. Aber steil stieg das Lied, brannte in üppigem Feuer und stand dann wieder wie eine Sommerwolke selig im tiefen Blau. Wuchs, schleppte Erinnerungen, Anklänge . . .

Wir waren den Abend bei dem alten Discount zu Gast gewesen, den wir am Rhein kennen gelernt hatten. Ganz allein, nur von zwei ergrauten Dienern umsorgt, hauste er in dem efeuumklammerten Schloß, das mit seiner verwetterten Gotik dem breiten Walde uralter Tannen verwandt schien, der sich bis zum See senkte. Aus den Sängen seines Landes

hatte er uns erzählt, die so düster sind wie seine moosgrauen Berge und nebelnassen Schlüfte, aber auch so trozig wie die steilen Tannen, die dahinbrausen wie Jagdhorngeschmetter. In denen tief die süße Melancholie dieses Bodens lebt, der noch Urerde ist, Schöpfungsgarten, doch ohne Gottes heiterhelles „Und siehe da, es war sehr gut“. Wir sahen vergilbte Pergamente, über die sich blonde Königinnen in Kerkerhaft gebeugt, Pagenwangen gerötet, um die sich Zelotenhände gekrallt. Wir lauschten dem Getöse der Waffen, dem Getatter der Banner, sahen Schottlands Stern vor England im Staube. Hexen brauten dunkle Tränke, Geister webten, kalt wehte es von den Cheviothügeln zum Tyne. Und dann ritten wir heim, von einem der Alten auf die Landstraße gebracht und irrten ab, von der Nacht und unserm jungen Blut berauscht. Schwer schwangen die Tannen, ein Räuzchen schrie, ein Rudel Rehe hegte durch den Wald. Dann wurde es hell, und der See lag vor uns. Wir ruderten heim. Gesang quoll aus nixenklarer Tiefe. — —

Die Kerzen flackerten. Leise ertönte das Adagio. Rote Rosen bluteten achtlos auf dem Teppich. Das elektrische Licht brannte. Schmeichelworte. Dein Gatte lächelte. Leise nahm ich meinen Hut. — — —

*

Als ich mit dem Ränzelt ging . . .

Eine Kindheitserinnerung von Heinrich Zerkowen

Es ist ja eigentlich noch nicht einmal so lange her. Überhaupt, gehen wir nicht immerzu mit einem Ränzelt durchs Leben? Da liegen hübsch und dicht aneinander Enttäuschungen und Freuden, Gewinne und Verluste. Bleiben wir nicht immer Abc-Schützen des Lebens?

* * *

Aber damals! Mein Elternhaus hatte noch einen niedrigen Schaukasten, in dem Schuhwaren ausgestellt standen. Und wenn ich, der Älteste und Einzige, morgens zur Schule ging, drehte ich mich an der Ecke noch einmal um und winkte mit dem Taschentuch. Denn hinter dem niedrigen Schaukasten stand der Schuhmachermeister, mein Vater.

Dann drehte ich mich eines Morgens nicht um, denn mein Vater hatte harte Worte brauchen müssen kurz vorher. (Mit mir war nämlich auch früher schon nicht leicht umzugehen.) Also zeigte ich leider, daß auch ich einen eigenen Kopf haben konnte, und drehte mich nicht um zum Gruß. — Heute noch fühle ich, wie hinter dem niedrigen Schaukasten mein Vater stehen muß. Seine Augen brennen mir im Nacken.

Heute? Ich möchte mich immerzu umwenden zu dir hin, lieber Vater — und lernen von dir, lernen . . .

* * *

Als wenn das so hätte sein müssen: mein erster Lehrer war — eine Lehrerin. Sie war meine erste Braut. Und ich wollte sie heiraten.

Aber dann kam Käthe Pott. Käthe Pott war so alt wie ich und hatte wundervolles blondes Haar. Wenn sie die große Schultafel abwaschen mußte, sprang ich ungerufen

nach vorn und wusch sie ab für sie. Und wenn sie Hiebe bekommen sollte, sprang ich ebenfalls nach vorn.

Räthe Pott war meine zweite Braut. — Wo magst du heute sein, Räthe Pott?

* * *

Unsere Lehrerin sah nach, ob die Hände rein gewaschen waren und ließ sich auch die Taschentücher vorzeigen. Es gab Strafe, wenn einer kein Taschentuch hatte, oder ebenso schlimm, wenn es schmutzig war.

Ich glänzte immer mit einem schneeweißen Tuch, und wer meine Mutter kennt, dem wird das einleuchten. Zweimal hatte denn auch das Fräulein Lehrerin gar nicht mehr hingesehen zu mir. Es war ihr selbstverständlich, daß ich ein reines Taschentuch besaß.

Sie sah wieder nach heute. Diesmal kam sie auch an meine Bank. Ich nickte schon vor Freude, daß sie nun auch wieder einmal mein Tuch sehen sollte. Ich griff in die gewohnte linke Hosentasche. Nanu? In die rechte — in die Bluse — ich wurde heiß im Gesicht vor Schrecken und Angst: Rein Taschentuch?

„Ich — ich muß das meine draußen im Überzieher haben.“

„Dann hol es herein, Heinrich.“

Aber ich wußte schon, im Mantel konnte es nicht sein. Dann hatte ich es also vergessen. Und fieberhaft suchte ich alle Mäntel nach einem Taschentuch durch. Und sollte es selbst schmutzig sein, man könnte es rasch unter der Pumpe waschen, Schnupfen und so. Aber ich fand keins. In fünf- undvierzig Mänteln kein Taschentuch.

Als ich wieder in das Schulzimmer trat, liefen mir die hellen Tränen schon aus den Augen. Alles in mir bäumte sich auf vor Scham.

Da schenkte mir in meiner ersten Not dieses Fräulein die erste bewußte Lebensfreude, die ich Gott sei Dank seitdem

nie wieder verloren habe. Sie sagte ganz gelassen, und einfach und ohne zu strafen: „Geh es dir holen zu Hause.“

Wie schön das Wort heute noch klingt: „Geh es dir holen zu Hause.“

* * *

Und dann kam der schlimmste Tag meines ersten Schuljahres.

An meinem Elternhaus lief eine kleine Vorortbahn vorbei. Saßen ein paar Marktfrauen mehr im Wagen als gewohnt, so hatte die Dampflokomotive alle Mühe, weiterzukommen, ächzte und stöhnte.

Sie hieß nicht umsonst bei uns „das Bimmelbähnche“.

Ein Hauptspaß der Jugend bestand nun darin, kleine Steine in die Schienen zu legen. Ich beteiligte mich natürlich nie an derlei Streichen. Ich war viel zu zahm dazu.

Doch es erging mir wie mit dem Taschentuch bei dem Fräulein, eines Tages legte ich schnell und unbeteiligt von den andern auch einen Stein dazu. Es war gerade so schönes Wetter, und irgendwas mußte doch angestellt werden.

Kurz, gerade vor meinem Elternhaus blieb das Bimmelbähnche stehen, einfach stehen, konnte weder vor- noch rückwärts.

Es gab Reibetuchen mit durchgeseibtem Apfeltoppott an diesem Mittag. Mein Leibgericht.

Ich aber stand hinter dem niedrigen Schautasten und betete, der liebe Gott möge doch um Himmels willen das Bimmelbähnche weiterfahren lassen. Ich glaubte nicht anders, als daß mein harmloser Stein die Lokomotive zur Entgleisung gebracht habe.

Und da kam auch schon der Zugführer auf unser Haus zu. Er behauptete, ich werfe jeden Mittag Steine in die Schienen. Alle Jungens hätten das gesagt.

Alle Jungens hätten das gesagt? Das war mir ungeheuerlich. Ich ließ sie doch immer und stets in Ruh! —

Doch mein Vater bot dem Zugführer eine Zigarre an. Ich kam also nicht ins Gefängnis und wurde auch nicht angezeigt. Und da aß ich so viel Reibetuchen mit durchgeseibtem Apfelpompott, daß ich vor Freude Leibscherzen bekam. —

Doch ist es mir erst nachher so recht zum Bewußtsein gekommen, daß einem gerade die mit Vorliebe Böses tun wollen, die man doch immer und stets in Ruhe läßt!

★

Das Jagdschloß im Hennegau

Von Heinrich Felix Schmid

Bleiern senkte sich die lastende Dämmerung des sterbenden Oktobertages vom regenschwarzen Himmel herab auf die drohende, dunkle Unendlichkeit des düsteren, hennegauischen Forstes von Baudour: und wie die schweren Regentropfen, die auf die graue, nasse Erde, auf der schwarzen Bäume welke, todgeweihte Blätter fielen, Blutstropfen glichen, in deren Unzähligkeit alles Sonnige und Selige des Himmels, alles Frohe und Heitere der Welt sich verblutete zu einem müden, matten Sterben, so verblutete in jenen Tagen, in jeder grauen, trüben Stunde jener Tage, meines Volkes Ehrgefühl und Wehrtkraft, meines Vaterlandes Macht und Würde sich zu dem müden, matten Sterben von Compiègne: es war einer der letzten Abende im Oktober 1918.

Mich müden Reiter trug ein müdes Pferd die weiten Wegstrecken zwischen den entlegenen, dünnbesäten Ortschaften des Waldreviers: man war schon nicht mehr so unermüdblich im schnellen Herrichten der immer unentbehrlicher gewordenen Drahtleitungen wie in den Zeiten, da der Tag des Krieges in seinen hellen Stunden stand. Und in stiller Selbstverständlichkeit übernahmen Mann und Pferd wieder so manchen Botendienst, den der geschäftige Strom und der tönende Funke längst ihnen abgenommen hatten, — zu den anderen, vielen Pflichten dunkler, schwerer Rückzugswochen. Und nicht unseres Heeres, des eigenen Volkes Sorgenlast allein trugen die Fühlendsten unter unseren Herzen in jenen Tagen: die uns der Rückzug seit den hellen Sommermonaten aus den lachenden, schlösserprangenden und bergwerkstolzen Fluren des Cambresis, des Ostravent in den schmerzen- und wegereichen Herbstwochen zurückgeführt hatte durch die Weiten der Wälder von Mormal und St. Amand,

über die Gräben und durch die Festungstore des alten und des neuen Condé, wo jeder Stein von Frankreichs jahrhundertlangen schweren Kämpfen um seine Nordmark kündete; durch den geweihten Bergwald vorbei an dem hochragenden Gotteshause Unserer Lieben Frau zur guten Hilfe von Peruwelz, fernhergekommener Wallfahrer vielerstrebtem Ziele, bis in die friedevollen, reichen Dörfer zu beiden Seiten des breiten Waldgürtels von Baudour-Roeulx, für die der Krieg ein fernes, fremdes Märchen noch geblieben war, — wir alle hatten eines Volkes Tragödie miterlebt.

Wie glänzten doch in jenen Sommertagen, als wir an Sieg noch glauben durften und an seiner Gaben süßeste, an frohe Heimkehr, die schmucken Häuschen unserer Quartierwirte im Scheine von Sauberkeit und Ordnung in den gartengrün umrahmten, lachenden Dörfern um Douai und Somain; wie hatten sie uns so weich gebettet in ihren schönsten Stuben, wie oft hatten sie uns freundlich bewirtet in mancher friedlichen Stunde des Ausruhens vom herben, schweren Tagewerke des Krieges! Wo war es jetzt, dies Volk, deutschblütig, flämischen Stammes, doch welscher Sprache und frankreichstolz, das vier Jahre lang des Krieges aller, aller schwerste Last getragen, das, bedrückt und ausgefogen wie nie ein Volk seit Menschengedenken, nicht von der Barbarei eines haßerfüllten Eroberers, sondern von der unentrinnbaren Notwendigkeit einer Zeit, die ihrer Gesetze ehernen Schriftzug mit grausam-rücksichtslosem Griffel eingrub auch in der Menschen Heiligstes und Vorbehaltenstes, dies Volk, das, fast erdrückt von seiner eigenen Last doch noch guten Herzens seines Landes Feinden, die auf seinem Heimatboden schalteten und kämpften, des Kampfes seelische Lasten tragen half, — wo war es jetzt, da des Krieges verheerende Hand über seine Dörfer, seine Heimstätten hinweggegangen war?

Wir hatten den schrillen Klang der Schelle gehört, der den Worten des Gemeinbedieners Gehör verschaffte, die den

Dorfgenossen ihres Heimortes bevorstehende Räumung ankündigte: wir hatten in den Gesichtern der Frauen, die eilig in ihrer Häuser Türen getreten waren, die Not der stummen Verzweiflung gelesen und die zärtliche Sorge um ihre Kinder, die in spielerischer Neugier den Mann umdrängten, dessen Auftrag ihnen mit der Heimat das letzte Restlein Kindheitsglück nahm, das des Krieges Not ihnen noch gelassen; wir hatten dieselben Frauen bewundert, wie sie, gefaßt, in der Würde des stillen Schmerzes, der klaglos um ein bewußt gebrachtes Opfer trauert, zu den langen Vertriebenenzügen sich ordneten, beladen mit ihrer Habe Teuerstem, an der Hand die Kinder, vor sich auf einem Wäglein Rissen und Decken schiebend, um in der Fremde sie zu betten: wir hatten die letzten Abschiedsblicke aufgefangen, die der verlorenen Heimat Lebewohl sagten; wir waren vorbeigefahren an den endlosen, grauen Zügen der Flüchtlinge, die müden, schleppenden Ganges der belgischen Grenze zustrebten, tage-, wochenlang, im nimmer aufhörenden Herbstregen auf den aufgeweichten, zerfahrenen, bodenlosen Straßen des Rückzuges; wir hatten die Ermüdeten rasten sehen im Schmutze des Straßengrabens, und während sie Kräfte sammelten, um, was sie gerettet, in das Heim der Verbannung mitführen zu können, zerstreute vielleicht der nimmer rastende Verkehr der Rückzugsstraße ihr Wertvollstes unter den Füßen der Mitvertriebenen, und eiserne Räder zermalmten die Rissen des Säuglings, während seine Mutter ihn herzte und nährte, — nicht daß unsere Lastkraftwagenführer in roher Grausamkeit den Leidgeschlagenen neues Weh angetan hätten, jeder von ihnen, wäre es möglich gewesen, hätte wohl gern die Vertriebenen in seinen Wagen geladen, soviel dieser fassen konnte, um ihre Mühsal zu erleichtern: doch die Pflicht, von des Krieges eisenhartem Muß auferlegt, wies ihnen unerbittlich ihre Wege; in Dörfern von wenigen Häusern hatten wir Tausenden von Flüchtlingen

Unterkunft für die Nächte ihrer Reise anweisen müssen in Räumen, die sonst wenigen Familien dienen, und mancher von uns hatte seine Lagerstätte einem der Ruhebedürftigsten von ihnen abgetreten. Und wenn, im wachen oder im schlummernden Träumen, heute unsere Gedanken zurückeilen in die Jahre des Krieges, wenn sie seine grausamsten, seine traurigsten Bilder uns wieder vor die Augen führen wollen, dann ist es nicht der Schmerz um gefallene liebe Kameraden, den wir noch einmal empfinden, den Glücklichen ward ja, was wir ersehnten, die ehrenvolle Heimkehr — ins ewige Vaterland, es ist nicht das Toben blutiger Kämpfe, das uns wieder umbrandet, nicht der weiße Tod russischen Wintergrauens, der noch einmal unsere Glieder erstarren läßt, es ist nicht die atemlose Spannung des Luftkampfes mit einem nahen, überlegenen Gegner, die uns den Tod mit Händen greifen läßt: es ist das Schicksal eines von seiner Heimat losgerissenen Volkes, das wir wieder miterleben; wir folgen wieder den endlosen, grauen Zügen der Flüchtlinge, wir lauschen der Predigt des Verbanntenpfarrers am Kreuzfise des Friedhofs eines fremden Dorfes, dessen Kirche nicht die große Flüchtlingsgemeinde faßt, von dem großen Opfer seiner Volksgenossen und dem größten auf Golgatha, wir sprechen wieder mit dem zarten, weißbärtigen, gelehrten Büchersammler, der Douais schönste und reichste Bücherei sein Eigen nannte, und der auf schwankem Handwäglein nicht seine wertvollsten Folianten fährt, sondern die greise Mutter, als den köstlichsten Schatz von seines Hauses Kostbarkeiten, von dem er sich nicht hatte trennen wollen, um ihn dem Schiffstransporte der Alten und Kranken anzuvertrauen, wir fassen wieder die Hand des verirrtten Vertriebenentindes, dessen Eltern wohl eine ganz, ganz andere Straße gezogen sind — in die unendliche, unbekannte, fremde Ferne — — — und wenn aus unseren Träumen die Wirklichkeit der Gegenwart uns

wedt, dann fühlen wir, daß in unseren Augen Tränen stehen . . .

So war dies Volk ausgezogen, weggezogen, tief nach Belgien hinein; hier verloren sich seine Spuren: ab und zu kündeten an einem Scheunentor, an einer Hofmauer ein paar Kreideschriftzüge Namen und Schicksal einzelner der Vorbeigezogenen: Grüße an Landsleute, Winte für die Reise — ein Schatten, der vorbeigeflogen war. Nur wenige der Flüchtlinge aus dem Räumungsgebiete des Herbstes hatten im grenznahen Hennegau ein Unterkommen gefunden bei Freunden oder Verwandten: die anderen mußten unsere Gedanken suchen in den Flamendörfern des fernen Limburg und von Nordbrabant, und nicht ohne Mitleid durchmaßten sie auf ihrer Spur die weiten, langen Wege der Verbannung. Nicht als ob deswegen im Hennegau weniger Flüchtlinge aus Frankreichs Schreckensgürtel zu finden gewesen wären: doch ihre Heimatsorte hatten schon seit Jahren Trommelfeuer und Fliegerbomben in Schutthaufen verwandelt, Bapaume, Chérisy, Vitry-en-Artois . . . Nun aßen sie das bittere, targe Brot der Fremde, im verbündeten, vom Kriege noch kaum berührten Lande, und sehnten sich nach den Trümmern ihrer Heimat; und wenn ein deutscher Krieger in ihre enge Stube im fremden Hause trat, dann fragten sie wohl, ob er Bapaume gesehen, ob er bei Chérisy gekämpft, ob er in den Kellern von Vitry in Ruhestellung gelegen habe; und bejahte er, dann huschte ein Freudenschimmer über der Vertriebenen Antlitz, und unsichtbar verknüpfte sie ein Band mit dem Feinde ihres Landes, dessen Füße über der Heimat heiligen Boden gewandelt waren, — und für Augenblicke stand er ihnen näher als die belgischen Gastfreunde: sie und er hatten den Krieg erlebt, diese kannten ihn nur vom Hörensagen. Und der Soldat, in dessen Herzen die Heimatsehnsucht mit dem Unmut über der eigenen Heimat Unbeständigkeit kämpfte, gab gern dem Sehnen der Vertriebenen das bißchen Heimat-

glück, das ihnen seine Gegenwart, seine Worte bedeuteten, und leise, leise fühlte er mit ihnen, wie es alle Menschen in Deutschland wie in Frankreich, gleich ferner, hoher Glocken Klänge, hinzieht und ruft nach einer einzigen, ewigen Heimat des Glückes und des Friedens.

Wen Dienstverhältnisse und menschliches Empfinden in allernächste Berührung gebracht hatten mit der Bevölkerung seines Unterkunftsortes während des Sommers, dem hatten günstige Umstände und besondere Fügungen in einzelnen Fällen vielleicht erlaubt, ein, zwei Familien, die ihm besonders nahe standen, vor den schlimmsten Schicksalen der Vertreibung zu bewahren, der hatte ihnen vielleicht die Rettung eines Teiles ihrer Habe ermöglichen, hatte durch ihre Unterbringung nahe der Grenze ihnen die Beschwerden einer noch weiteren Reise ersparen können; zu den so Bevorzugten gehörte ich, und wenn Ritt oder Fahrt mich durch den Wald von Baudour führte, versäumte ich nicht, meiner Schülinge Verbannungsheim in einem der Dörfer seines Saumes aufzusuchen. Und reichlich belohnte das Gefühl, ein Stückchen der verlorenen Heimat den Heimatlosen zurückgewonnen zu haben, für Umweg und Zeitverlust mich — den Heimatlosen.

Auch diesmal hatte ich einen solchen Trostesweg mit meinem Botenritt verbunden: solange trübe Tageshelle den Sonnenschein ersetzte, hatte die Pflicht mich im Flugzeuge und am Fernsprecher festgehalten; es war ein harter Rampftag an der Scheldefront gewesen. Die Dämmerung des Abends hatte mir Auftrag und Zeit gegeben zum Botendienste und zum Besuche meiner Schülinge. Stundenlang durch den düstren Forst war ich geritten; dunkle Gestalten hatten eilig meinen Weg gekreuzt: friedliche Holzarbeiter — Spione, Aufwiegler? Ich fühlte mich sicher im Schutze des noch ungeschwächten Ansehens unseres Heeres, und — an meinem Roppel hing die Pistole. Mitten im Walde war ich auf einen Meldereiter gestoßen: er hatte sich verirrt; ich hieß ihn

sich mir anschließen, um ihm die richtige Straße zu weisen. Nun führte uns ein langer, gerader Waldweg ins Freie: scharf schnitten sich die Umrisse der Baumwände zu seinen beiden Seiten in das regengraue Waldbild vor uns ein. Die Hufe unserer Pferde klatschten in die Pfützen, und von ihren Mähnen tropfte langsam, schläfrig der Regen herab. Ich hatte von meinem Begleiter erfragt, was ich wissen wollte: jetzt ritten wir schweigend durch die fallende Dämmerung.

Es gibt wohl kaum etwas Träumerischeres als so ein müdes, abendliches, redeloses Reiten: des ermatteten Pferdes gleichmäßiger Gang wiegt alle Erregung, alle Mühsal, auch der schwersten Tage, ein in die Ruhe halb bewußten, halb vergessenden Halbschlummers. So war auch in meinem Innern eingeschlafen das Denken an des Tages Kämpfe, an des Krieges meinem Volke und damit auch mir zum ersten Male erdrückend schweres Schicksal: und allein die letzten, persönlichsten Eindrücke gestalteten die Bilder meiner Träume. Meiner heimatfernen Schützlinge Dankesworte klangen in mir nach: dadurch, daß ich ein paar alte Stühle, ein bißchen Hausrat ihnen mitnahm, hätte ich, so sagten sie, ein Stückchen Heimat ihnen in die Fremde herübergerettet; und so erblühte ihnen, im trauten, liebeumschlossenen Kreise der Familie, ein zartes, neues Heimatglück mitten in der Bedrängnis der Verbannung: ein winzig Wiesenblümlein war es freilich nur im mächtigen Schatten und Schirme des starken, ragenden Stammes der Sehnsucht nach der alten Heimat. Denn dies gewaltige, zauberkraftbegabte Sehnen verklärte in der Erinnerung jeden Winkel, jedes Ecken des Heimatdorfes zu weihvollen, Andacht heischenden Stätten, zu denen der Gedanken fromme Wallfahrt ging.

Und die reichwallenden, schöngestickten Banner, die den Himmel auf die Erde zaubern, lockten und die Pilgerchöre riefen mein heiligtumsehnfüchtiges Herz in seinen sanft gewiegten Träumen: und so gerne wäre es mitgewallt auf

der großen Menschheitspilgerstraße der Heimatsehnsucht . . .
Doch, ach, wo waren heimatliche Winkel und Ecken, wo
die weiten Dorfstraßen der Knabenspiele und die Kindheits-
vertrauten Häuser, die meines sehnennden Herzens sanctuarium
hätten sein können?

Kürzer wurden zu beiden Seiten vor uns die Umriß-
linien der dunklen Waldwände unseres Weges, grauer wurde
die Finsternis, die uns umgab: wir sollten aus dem Walde
heraustreten. Ein seltsam Bauwerk sperrte unsere Straße:
eines starken Turmes Unterbau schien seiner Krone beraubt.
Und des helleren Lichtes und der unwillkürlich erregten Neugier
Spannung ließ unseren Schenkeldruck zu etwas schnellerem
Gange die Pferde treiben und unsere Gedanken munterer gehen.

Und meiner Heimatsehnsucht Suchen ging rascher seine
Pfade: vorbei an halb und ganz erblühtem Kindheitsglück,
vorbei an einer Jünglingsfreundschaft ungestilltem — un-
stillbar hohem Sehnen, — auch hier fand manches traute
Ecken sie, manch heimlich anmutenden Winkel, — und endlich
fand sie ihr Heiligtum in meines Herzens süßestem und
lichtestem, und darum vorbehaltenstem und abgeschlossenstem
Gefühle. Und wie des Heimwehkranken Schmerzen in süßer
Freudentränen Lust sich wandeln mögen, wenn im Vater-
hause des endlich Heimgekehrten Wange streichelt der Mutter
liebe Hand, so versank meines ziellosen Heimatsehnen Weh
in dem tiefen, stillen, glückflutenden Meere der Liebe.

Und körperlich nahe ließen meine sehnennden Gedanken
mir der Liebsten teures, holdschimmerndes Bild erscheinen,
wie es meine weltmüden Augen erschaut hatten am Ziele
jeder jahrelangen Kriegsfahrt: ich meinte, durch die wohl-
bekannten Straßen hin zu ihrer Tür zu eilen, ich sah schon
ihres Hauses Fenster, sah der Lampe mildes Licht in ihnen
scheinen; und da — öffnete sich nicht der Fenster eines,
mußte nicht im nächsten Augenblicke in seinem Rahmen zum
Willkommensgruße

Wir waren an das kleine Jagdschloß herangeritten: efeu-
umrankt, umschlossen acht gleichgroße Wände den einstöckigen,
von einem flachen Helme getrönten Bau. Die vom freien
Felde heranflutende, kühn gegen das Dunkel des Waldes
andrängende Helligkeit ließ in den sieben Fenstern vor zarten
Spizenvorhängen zierlich gepflegte Blumenstöcke erkennen.
Wie ein süßes, stilles Heimatmärchen träumte das Schloßchen
am Rande des weiten, wilden Waldes, und der sanfte Lampen-
schein war wie des Märchens reine, fromme Kinderseele:
mußte mein bildhaftes Träumen da nicht sein Märchen zur
Wirklichkeit gewandelt glauben, mußte es in das Gestalt-
gewordene nicht das Bild seiner Königin, meines Herzens
liebste, kindlich fromme, reine Seele hineinzaubern?

Das Fenster hatte sich wieder geschlossen: wer es geöffnet,
wer es geschlossen, ich weiß es, sah es nicht. Doch meine
Träume wußten, sahen: und zwischen den zwei scharf-
umrissenen Larussegeln, die zu Seiten des stufengetragenen,
schmalen Einganges standen, strebten meines Pferdes Hufe
zu der verheißungsvollen Tür des Glücks

„Herr Leutnant, sind wir denn schon in Jurbise?“

„In — Jurbise?! In einer kleinen halben Stunde sind
wir da, Kamerad, wenn wir ein wenig schneller reiten!“

Ungern gehorchte mein Pferd dem Schenkel, der es vom
Wege meiner Träume ablenkte. Bald klatschte unter unserem
Trabe die feuchte Dorfstraße von Herchies: Bauernfrauen
und junge Burschen traten in die Türen niederer Häuser
und sahen den nächtlichen Reitern nach. Einsam lehrten
zwei Alte vom dunkelnden Felde zurück und sprachen mit
gebrechlicher, greiser Stimme von der verlorenen, schönen,
fernen Heimat im Artois

Und hinter uns im Dunkel versanken Jagdschloß, Märchen
und Träume.

*

Kaiser Karls Wanderung

Von Michael Beer.

Um Mitternacht in Aachen,
Im Dome unterm Chor,
Da steigt aus seinem Grabe
Der Kaiser Karl hervor.

Ein Schimmer bleicher Kerzen
Ergießt sich übers Grab,
Des Leuchters Kerzen brennen,
Den Kaiser Rotbart gab.

Der Kaiser Karl steht sinnend,
Sucht seinen alten Platz,
Blickt um sich und vermisset
Manch güld'nen Kirchenschatz.

Er fragt nach sieben Fürsten,
Doch keiner tritt herfür;
Drauf hat er das Haupt geschüttelt,
Ist gangen zur Kirchentür.

Die dreht sich, leise knarrend,
Und aus dem Gotteshaus
Bei Mondschein auf die Straße
Tritt Kaiser Karl hinaus.

Er wandert fort und wandert,
Geht bis zu Cöln am Rhein,
Da schultert die preußische Wache
Und läßt den Kaiser ein.

Der wandelt immer weiter,
Geht bis nach Ingelheim,
Da weilt der alte Kaiser,
Da war er einst daheim.

Er fragt die neuen Häuser
Nach seinem Kaiserthron,
Die schütteln die steinernen Häupter,
Und wissen nichts davon.

Und über die Veste von Mainz hin
Und Frankfurt auch hindurch,
Geht er nach Worms und Speier,
Nach Bamberg und Regensburg.

Hat all die Kaiserstädte,
Nach seinem Reich gefragt,
Doch keine von all den Städten
Hat Antwort ihm gesagt.

Und wie mit erstem Schlage
Die Morgenglocke ruft,
Da steht er wieder in Aachen
Im Dom an seiner Gruft.

Er wirft den purpurnen Mantel
Hernieder in das Grab,
Legt sich die Krone zu Haupte,
Zu Füßen den Herrscherstab.

Und ruft: Ich suchte mein Deutschland
Und find es nirgends mehr.
Drauf legt er wieder ins Grab sich
Und träumt von Sorgen schwer.

★

Rheinfage / Von Emanuel Geibel

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist die so mild Nacht;
Die Rebeshügel liegen
In gold'ner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel,
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Beherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben
Und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funtelt
Der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt her heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

*

Die Rheinbrücke zu Rüdesheim

Von Adolf Ritter von Tschabuschnigg

Zu Rüdesheim am Rheine,
Da wächst ein goldner Wein,
Der Kaiser Karl soll leben!
Er pflanzte die edlen Reben
Zu Rüdesheim am Rheine.

Weinstöcke, vielbegehrte,
Aus einem fernen Land
Ließ er zum Rheine bringen,
Das war ein Jubeln und Singen,
Als man sie schnitt und band.

In ihren Laubgewinden
Versaß er manche Stund',
Er schlürfte den Duft der Blüte,
Doch ihres Saftes Güte
Lief nicht durch seinen Mund.

Viel hat er ausgerichtet,
Viel ließ er halb zurück;
Daß er von seinen Reben
Getostet nicht im Leben,
Das hieß er falsches Glück.

Der tote Kaiser schlummert
Zu Aachen im hohen Dom,
Jenseits in grünen Lauben
Schwellen und reifen die Trauben,
Dazwischen rauscht der Strom.

Von seinen edlen Trauben,
Von ihres Weines Duft
Erführ' er gerne Kunde:
In mittenächt'ger Stunde
Steigt er aus seiner Gruft.

•

Er wandert durch Thal und Hügel
In goldnem Mondenschein,
Die Wellen ziehen vorüber,
Bald steht ihm gegenüber
Sein Rüdesheim am Rhein.

Es rauscht der Rhein dazwischen,
Der Mond sieht seine Not;
Da weben hoch über die Wogen
Einen weiten, goldenen Bogen
Die Elfen auf sein Gebot.

Sie bauen eine Brücke
Aus Mondenstrahlen und Tau,
Und über die Wasser schreitet,
Vom Krönungstalar umbreitet,
Der Kaiser in seinen Gau.

Er schaut nach seinen Reben,
Er prüft der Trauben Saft,
Und lauscht, wie in den Fässern
Aufbraust gleich Berggewässern
Des edlen Weines Kraft.

Das schöne Land daneben
Erglänzt im Mondenschein,
Es leuchtet, dämmert und dunkelt,
Wie der grüne Römer funktelt,
Gefüllt mit goldnem Wein.

★

Karl der Traubensegner

Von Jean Bapt. Ronffeau

Noch in der Gruft zu Aachen
An seine Schöpfungen denkt
Karol, der dem Volk am Rheine
Die ersten Trauben geschenkt.

Und blühn die Trauben wieder,
Und rührt sich im Fasse der Wein,
Und klingen die rheinischen Lieder
Bis in sein Grab hinein;

Dann läßt es dem alten Helden
Nicht Ruh mehr in dem Grab:
„Nach Rudesheim entschwing' mich,
Mein Kaiser- und Zauberstab!“

Um Mitternacht, im Scheine
Des Mondes, steht alsbald
Am tiefen grünen Rheine
Die hehre Lichtgestalt.

„Ja, das am Berge drüben
Ist Rudesheim! Wie süß
Der Duft der Orleaner
Die ich dort pflanzen ließ!“

Die Strahlen der Sterne entsteigen
Wie schlante Pfeiler der Flut;
Eine blitzende goldene Brücke
Der Mond auf der Fläche ruht.

Und schlägt die Glocke Zwölfe
Vom Rudesheimer Dom (sic!),
So wallt auf der Mondenbrücke
Der Kaiser über den Strom.

Und in des Flusses Mitte,
Wo er sich dehnt als See,
Da hebt der Schatten die Hände,
Die heiligen, in die Höh'.

Und segnet mit stillem Gebete
Die Berge an dem Rhein,
Daß ihnen schenke der Himmel,
Und sie der Erde den Wein.

Die Wogen ziehen leiser
Die Klippen und Felsen entlang,
Als wären sie, den Kaiser
Im Beten zu stören, bang.

Der aber, sprach er den Segen,
Entschwebt nach Aachen zurück,
Sich in sein Grab zu legen
Und wieder zu schließen den Blick.

*

Romantische Jahresrundschau

Abgeschlossen Ostern 1924 / Vom Herausgeber

Anton E. Schönbach, der verstorbene große Germanist und dabei feine Literaturkenner hat einmal davor gewarnt, die Romantik mit einer der kleinen Literaturbewegungen der früheren Zeit gleichzusetzen etwa mit dem Sturm und Drang. Dieser Gefahr entrinnt niemand ganz, der sich von der Versuchung hinreißen läßt, das eine oder das andere Vergleichsmoment gesondert zu betrachten. So bleibt auch Elisabeth Blochmann in ihrer sonst sehr lehrreichen und tief-schürfenden Arbeit „Die deutsche Volksdichtungsbewegung in Sturm und Drang und Romantik“, die sie im 3. Heft 1923 der neuen von P. Kluckhohn und E. Rothacker begründeten „Deutschen Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ (Halle an der Saale, Max Niemeyer) veröffentlicht, viel zu sehr am Begriff der Frühromantik hängen, ja sie schließt eigentlich mit der ersten Welle der neueren Volksdichtungsbewegung im 18. Jahrhundert ab und wir müssen das Ergebnis weiterer Untersuchungen des Themas im romantischen Zeitalter selbst abwarten, ehe ein letztes Wort möglich ist. Leider scheint der Begriff Romantik den meisten Fachgenossen immer noch problematischer zu werden. Wie einfach wäre es an der Hand der wichtigsten Quellendokumente (Wackenroders „Herzensergießungen“ und Novalis' „Christenheit oder Europa“) die Grundelemente des romantischen Wesens festzustellen und in Eichendorffs lyrisch-epischen, historisch-politischem Lebenswerk den schöpferischen Gipfel der Romantik zu erblicken. Eine Formel für die Begriffsbestimmung ließe sich dann leicht finden und würde sie von der Mehrzahl der Literaturhistoriker angenommen, so käme niemand mehr in die Lage, wie dies z. B. Strich immer noch tut, Hölderlin

den Romantikern beizuzählen. Sehr richtig weist darum Alois Stockmann in seiner ungemein förderlichen Kritik „Die deutsche Romantik“ in geistesgeschichtlicher Beleuchtung“ (Sonderabdruck aus den „Stimmen der Zeit“ Band 106, Heft 5/6, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.) auf die weltanschaulichen Verständnislosigkeiten des oben erwähnten für unsere Zeit geradezu typischen Gelehrten hin. Er hätte ruhig noch den Mangel eines jeglichen völkischen Einfühlungsvermögens hervorheben können. Die nationale Bewegung vor und nach 1813 bedeutet Strich, Gundolf usw. ein spanisches Dorf. Unter solchen Umständen, mögen die vorgebrachten Theorien noch so „geistreich“ sein — geistesgeschichtlich sie zu nennen ist nicht am Platze, da Tatsachen-Geschichte mit derartigen Experimenten nichts zu tun hat — müssen wir noch deutlicher und schärfer als Stockmann eine christliche und nationale Einstellung der Wissenschaft zur Frage der Romantik fordern. Mit Formbestimmungen aus dem Gebiete der modernen Kunstwissenschaft ist Erscheinungen wie Arndt, Schenkendorf, Arnim, Görres, Eichendorff, Uhland u. ä. gegenüber, gar nichts anzufangen.

In August Wilhelm von Schlegels „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur“, die Giovanni Vittorio Amoretti in einer typographisch und auch sonst bibliophil vollbefriedigenden, wissenschaftlich durchaus einwandfreien kritischen Ausgabe der Gegenwart unterbreitet, finden wir mehr als uns die meisten modernen Geisteswissenschaftler sagen können. Wohl steht A. W. v. Schlegel mit einem Fuße noch ganz im Bann des Klassizismus. Allein er spürte, wie der Herausgeber sehr schön hervorhebt, die Welle politischer Reaktion, die den Geist des Bruders erschütterte, billigte seine Gedichte, war von ihnen begeistert, und der Glaube an die Wiedergeburt der Nation wurde in ihm wach. Wien war vor 1809 der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Napoleon. Hier war

es ihm vergönnt, die Herzen der vielfach getrennten Deutschen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zusammenschlagen zu lassen. Die Vorlesungen, die er damals hielt, wurden in Heidelberg gedruckt und erregten allenthalben das größte Aufsehen. Mehr noch als Lessings Dramaturgie,“ erschütterten sie den Glauben an das Drama der Franzosen, indem sie die Ansicht vertraten, nur das Bodenständige sei künstlerisch berechtigt, alle Nachahmung dagegen lebensunfähig. Die Alten, Shakespeare und Calderon seien autochthon, die Franzosen dagegen Nachahmer. Während sich auf den Schlachtfeldern das militärische Schicksal der großen Nachbarn im Westen entschied, verfezte ihnen Schlegel als Kritiker den Todesstoß. Und es erscheint wie eine Ironie des Schicksals, daß heute ein italienischer Gelehrter aus der Schule des bedeutenden Arturo Farinelli durch einen vorzüglichen Neudruck das Erbe A. W. v. Schlegels antritt. Zu bedauern sind nur die Ausfälle gegen Osterreich am Schlusse der mit den Anmerkungen mehr als hundert Druckseiten füllenden Einführung. Ebenso müssen wir Sätze wie: „Der romantische Traum aber war kurz und ihm folgte ein trauriges Erwachen“ entschieden ablehnen. Der Herausgeber kann offenbar von gewissen überkommenen Vorurteilen nicht lassen. Bei der Lektüre des Haupttextes von A. W. v. Schlegel stören sie nicht und dürfen daher unbeachtet bleiben, und so mögen sie weder Wert noch Wirkung seiner Arbeit schmälern. Der geschmackvolle Einband der zwei Bücher ist mit dem goldenen Namenszuge des Verfassers geschmückt. Wir haben also in allem und jedem eine, wenngleich etwas verspätete, Säkular-Ausgabe zu begrüßen.

Sehr eingehend erörtert auch Hildebrecht H o m m e l „August Wilhelm Schlegels Dramaturgie“ (in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur usw.“, Leipzig, B. G. Teubner, 27. Jg., 53. u. 54. Bd., 1. Heft 1924). Er nennt Böhme,

dessen Dreihundertjahrfeier wir eben begehen, und Schelling als Befruchter der Schlegelschen Auffassung.

Einen hübschen Fund, ein Spottgedicht A. W. v. Schlegels auf L. Tieck teilt Joseph R ö r n e r unter dem Titel „Romantiker unter sich“ im 5. Heft (1924) der Monatschrift „Die Literatur“ (früher „Liter. Echo“, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) mit. Die Verse, vermutlich 1800 entstanden, glossieren den Widerspruch zwischen dem zeitweiligen Religionsfieber und dem eigentlichen Wesen des jungen Tieck. Von R ö r n e r stammt auch das mir leider unzugänglich gebliebene Werk „Romantiker und Klassiker: Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe“.

Von frühromantischer Philosophie entwirft ein klares umfassendes Bild Nikolai H a r t m a n n in dem Werke „Die Philosophie des deutschen Idealismus“. Der vorliegende erste Band behandelt Fichte, Schelling, aber auch die Kantianer und Antikantianer, die Vorläufer der Romantik, Fr. Schlegel, Hölberlin, Novalis, Schleiermacher. Leider fehlt ein Register. Auch ist nicht ersichtlich, wann die namhaften Spätromantiker Baader, Günther, Deutinger an die Reihe kommen sollen, da als zweiter Band: Hegel angekündigt ist. Die Zusammenhänge mit der klassischen Geistesrichtung lassen sich noch weiter verfolgen. So untersucht N. N. R e m p „Zacharias Werner und Schiller“ und kommt zu dem Ergebnis, daß Werners Lebenswerk zu würdigen sei als eine Etappe auf dem Wege von der Klassik zur Romantik, als die stilkritisch aufschlußreichste Rezeption Schillers durch die romantische Kunst („O s t d e u t s c h e M o n a t s h e f t e“, Berlin, Georg Stilke. 4. Jg. Februarheft 1924). Hanna H e l l m a n n wieder vergleicht „Kleists Prinz von Homburg mit Shakespeares Maß für Maß“ in der „G e r m a n i s c h - R o m a n i s c h e n M o n a t s s c h r i f t“ (Heidelberg, Carl Winter. 11. Jg., Heft 9/10, 1923). In derselben Nummer liefert Eduard

Arrens (S. 315) einen hübschen Beitrag zu Arndts Gedicht „Deutscher Trost“.

Auch Erwin Röll weist in seiner wohlgedachten zum ersten Male den Komponisten der „Undine“ bis auf den Grund ausschöpfenden Studie „E. E. A. Hoffmann“ (Breitkopf u. Härtels Musikbücher) auf die innere Verwandtschaft dieses Meisters mit dem 18. Jahrhundert hin, ohne freilich die letzten Folgerungen zu ziehen. Man kann Hoffmann eben nur sehr bedingt den Romantikern beizählen, er gehört eher dem Barock an als dessen vielleicht letzter großer Ausläufer. Rölls Versuch möchte als Vorarbeit zu einer umfassenderen musikwissenschaftlichen Monographie gewertet sein, die wir in Spannung zu erwarten uns nach obiger Leistung berechtigt glauben.

„E. E. A. Hoffmanns Musikalische Werke“ beginnen soeben unter Gustav Beckings sorgfältiger Leitung zu erscheinen. Der 1. Band enthält: Vier Sonaten für Pianoforte, in denen der Herausgeber mehr Anklänge an Bach als an Mozart feststellt. Der 2. Band Kammermusik, ein Quintett für Harfe oder Pianoforte und ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell aus der Warschauer Zeit nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt zeigt den Meister gleichfalls noch im Bann des 18. Jahrhunderts. Die sehr schöne Ausgabe wird, hoffentlich bald weitergeführt, die verdiente Anerkennung der kunstliebenden Gegenwart finden.

„Johann Erdmann Hummel, ein Berliner Künstlerleben“ schildert Georg Hummel in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ (Berlin, Selbstverlag 1923, Nr. 1—3). Wir kennen den Meister als einen bildlichen Anreger und Zeitgenossen E. E. A. Hoffmanns. Während jedoch dessen Phantasie, gern im Berliner Boden wurzelnd, üppige Blüten treibt, versteift sich Hummels schwerblütiges Naturell immer mehr ins Enge der alltäglichen Wirklichkeit. Vgl. ferner Erich Sunkel,

E. T. A. Hoffmanns Beziehungen zur bildenden Kunst („Antiquitäten-Rundschau“, Eisenach, 22. Jg. Nr. 2). Nebenbei sei hingewiesen auf den pädagogischen Aufsatz von P. Kolb, E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin“ im deutschen Unterricht, der jedoch die Bedeutung dieser Geschichte wohl überschätzt („Zeitschrift für Deutsche Kunde“, Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft).

Auf die politischen Zusammenhänge vor allem im Hinblick auf die Verfolgung der Burschenschaftler macht Gottfried Fittbogen in dem Aufsatz „Zu E. T. A. Hoffmanns Meister Floh“ aufmerksam („Preussische Jahrbücher“, Berlin, Georg Stilke, August 1923). Hoffmann hat tatsächlich die Satire gegen die Sette der Demagogenverfolger und seinen Hauptgegner aus der Ministerialkommission Geh. Oberregierungsrat Ramph mit ausgiebigem Gebrauch der Alten, die ihm nur in seiner Eigenschaft als Kammergerichtsrat zugänglich sein konnten, verfaßt. Er hat nicht erst nach Niederlegung des Postens, sondern noch aktiv die Pflicht der Amtsverschwiegenheit verletzt. Den Bürokraten mag man darob tadeln, den edelmütigen freiheitlich gesinnten Menschen wird man freisprechen.

Weitere Aufsätze zur Hoffmann-Forschung liefern Rudolf Schade, E. Th. A. Hoffmann und R. M. v. Weber (Allgemeine Zeitung, München, vom 27. u. 28. Febr. 1824, enthaltend unveröffentlichtes Material aus dem Nachlaß des spätromantischen Dichters Beyer) und Wilhelm Horn, Über das Romische im Schauerroman: E. T. A. Hoffmanns Elziere des Teufels und ihre Beziehungen zur englischen Literatur (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Jg. 78. Bd. 146 [N. S. Bd. 46], Heft 3/4, Braunschweig, Georg Westermann, 1924).

Es ist die Zeit Metternichs, dessen Charakterbild lange genug in der Geschichte geschwankt hat, um endlich eine unparteiische Würdigung beanspruchen zu können. Arnold

Oskar Meyer versucht dies, so gut er es von seinem Berliner Standpunkt kann, auf Grund einer zahlreichen Literatur mit Kenntnis und Glück im „Archiv für Politik und Geschichte“ (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, März 1924). Leider hat er das ungemein wichtige und fesselnde Werk „Metternich-Hartig“, ein Briefwechsel des Staatskanzlers aus dem Exil, herausgegeben von Franz Graf von Hartig, anscheinend noch nicht benutzt. Tim Klein nimmt dazu in den „Münchener Neueste Nachrichten“ eingehend Stellung: Von den zehn Briefen, die zum Teil sehr umfangreich sind, sind acht aus Brüssel datiert. Sie enthalten politische Rasonnements Metternichs — darin war er Meister — und gewähren interessanten Einblick in die Stimmung des Gestürzten. Er ist gelassen kühl im eingewohnten Besitz seiner realistischen Logik, und man stößt mehr als einmal auf Stellen, die auch heute noch bedeutsam sind. Es versteht sich, daß Metternich, der das alte Österreich wie eine zweite Natur in sich hatte, wo er Diagnosen und Prognosen des Kaiserstaats stellt, ins Schwarze trifft. So schreibt er gleich im ersten Brief aus Arnheim (Holland) am 2. April 1848:

„Daß ich den Grund der Übel, denen die Monarchie heute preisgegeben ist, von jeher richtig aufgefaßt hatte, dies ist Niemand berufen besser zu würdigen als Sie. Das Hauptübel lag im ‚Nichtregieren‘, und dessen Ursache war die Verwechslung des Verwaltens mit dem ‚Regieren‘. Dort, wo dies stattfindet, schleppen sich die Reiche lange — auf der Oberfläche im Anscheine — ungetrübt fort. Die nicht benützte Gewalt — denn sie weiß sich stets einen Weg zu bahnen — sinkt alsdann aber von der höchsten Schichte in die unteren herab und dort bildet sie sich in Umsturz des gesetlich Bestehenden aus. Dies ist im Kurzen das Bild unserer Geschichte. Um sie zu vervollständigen, bedarf es nur der Erwägung: daß eine abnorme Bewegung in der Schichte,

welche sich des leer stehenden Regierungsfeldes — bewußt oder unbewußt, hieran liegt Nichts — bemeistert hat, alsbald zum Umsturze führt. Welches wird die Zukunft für das herrliche Mittelreich sein? Im naturgemäßen Verlauf der Dinge liegt dessen Zerfallen in Theile. . . . Wenn ich an den Unsinn zurückdenke, den ich eben in Beziehung auf dieses Übel am famosen 13. März (1848) durch die Schreyer im Salon des Erzherzogs Ludwig habe aussprechen hören, so möchte ich mich fragen, ob diese Menschen bey Sinnen oder im Rausche ins Blaue hinein geschwätzt haben! Von all den Reformatoren hat nicht Einer weiter als die Nase gesehen! Heute dürften wohl Mehrere unter ihnen erwachen; das Übel ist aber geschehen!“ Metternich erinnert an die Worte, die er am 13. März 1848 an die Verfechter der Revolution beim Abschied richtete: „Ich sehe vor, daß sich die falsche Behauptung verbreiten wird: Ich hätte bey meinem Austritt aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davon getragen! — Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlichen Protest ein: Weder ich noch Niemand hat Schultern breit genug, um einen Staat davon zu tragen; verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben!“ Und er fährt fort: „Wie sehr meine Worte auf das, was dem 13. März folgte, paßten, bedarf der Aufzählung nicht! Ebenso steht es mit den Männern, welche in den Ereignissen des 13. März nicht den Ausbruch der Revolution, sondern einen bloßen Kummel erkannten, und unter denen es selbst Einige gegeben haben mag, welche in meinem Abtreten eine Erleichterung der Lage und die Verstärkung ihrer persönlichen Machtvollkommenheit sehen mochten. Daß dies ein auf die Unkenntnis der wahren Lage gegründetes Vorurteil war, hievon hat der Hergang der Dinge den Beweis geboten!“ Schlagend ist die Nationalitätenfrage beleuchtet mit dem Wort, daß schon damals die Zeit, in der die Nationalitätenfrage in das rechte Geleise gestellt werden konnte, verfloßen war. „Der

Eschismus wie der Magyarismus hatten sich bereits verkörpert; der erstere auf dem Wege langjähriger Caraffen von oben, der andere durch ein Erheben von unten.“ Wie ein Wort aus unserer Zeit, allen gesagt, die in der Berechenbarkeit der Dinge und nicht im klaren, eindeutigen, eigenen Willen den wichtigsten Hebel der Zukunft sehen, klingt dieses: „Meine moralische Stellung, mein lieber Graf, gehört heute zu den peinlichsten aus dem gewichtigen Grunde, weil ich meiner Geistesrichtung zufolge zu den berechnenden Wesen gehöre, und nicht mir allein, sondern allen meinen Selbstenossen die Möglichkeit zu irgendeiner Berechnung dessen, was geschehen wird, fehlt. Ärger als heute ist die zivilisierte Welt noch niemals gestanden. Der Beweis hievon liegt in der Unberechenbarkeit der Dinge, die kommen werden. Nichts kann stehen bleiben, wie es zu stehen scheint, denn Alles liegt und steht nicht. Tiefere können die Länder nur theilweise fallen, als sie gefallen sind, denn das Tiefere ist die naturgemäß sich in Nichts auflösende materielle Anarchie. Die Bewegung kann sonach nur nach Aufwärts gehen; hier sind aber die Wege theils dermaßen mit Verhauen gesperrt, theils so mit Ruinen belegt, daß es nicht der Wahl der Richtung genügt, um das Anlangen auch nur von ferne sicherzustellen!“

Als Metternich in die Verbannung ging, neigte sich die Sonne der Romantik zum Scheiden. Ihm leuchteten genau so wie beim Aufstieg die geheimnisvollen Farben: Schwarzrotgold. 1848 schmückten sie, die später die Abzeichen der November-Republik von 1918 werden sollten, das Banner der Revolution. 1817 bei Auflösung der Burschenschaft auf Metternichs Befehl schlugen auch noch andere Herzen unter ihrem Bande als bloß revolutionäre. Ja, man wäre fast geneigt zu behaupten, erst von oben herab wurden sie zu Farben des aufrührerischen Widerstandes gestempelt. Wilhelm Fabricius, der Geschichtsschreiber der Corps, beleuchtet in der „Deutschen Corpszeitung“ (Frankfurt am

Main, Englert u. Schloffer, Februar-März 1924) die bisher immer noch dunkle Entstehung von „Schwarz-Rot-Gold“. Demnach ist die Ableitung dieser Farben von den Farben des alten Deutschen Reiches, die es ja nie gegeben hat, endgültig abgetan. Dagegen heißt es in einem Liede des Lühowers Körner („Lied der schwarzen Jäger“) wörtlich:

„Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorb'nen Mut;
Doch fragt man Euch, was dieses Rot bedeute —
Das deutet Frankenblut.“

Es ist wahrscheinlich, daß Körner in dem Liede der Leipziger „Thuringia“, der er als Mitglied angehörte, gleichzeitig deren Band besingen wollte. Darauf deuten die letzten Verse obigen Gedichts:

„Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.“

Schwarz-Rot-Weiß waren die Farben der „Thuringia“, schwarz die Uniform der Lühower, rot ihr Befehl. Das Panier der Jenaischen „Dandalia“, deren Konstitution mit der der Urburschenschaft übereinstimmt, zeigte gleichfalls Rot und Schwarz. Lediglich die Verzierung war golden. Die Marburger Burschenschaft „Germania“ von 1818 trug schwarz-rot-weiß und ersetzte die letzte Farbe erst später durch gold.

In den Kreis der patriotischen Dichter dieser Zeit gehört vor allem Fouqué, dessen Andenken jetzt wieder besser gepflegt wird. Julius Haupt untersucht in einem glänzend ausgestatteten Buche die „Elementargeister bei Fouqué, Immermann und Hoffmann“. Undine, Flämmchen und Serpentina schlingen einen blühenden Reigen. Alte Sagen, Volksbrauch und Aberglauben liegen der poetisch verklärten Anschauung solcher Geister zugrunde. Der Verfasser zeigt zunächst in scharfen Linien die historisch-philosophische Entwicklung und deckt dann die vielverzweigten literarisch-ästhetischen Fäden

auf, deren Verlauf von der Naturphilosophie Schellings und Gottlieb Schuberts am stärksten beeinflusst erscheint. Anmerkungen folgen als Anhang, ebenso ein Verzeichnis der benutzten Quellen. Der zweifarbige Druck in der Belle-Antiqua gereicht dem Buch zur besonderen Zierde. Weitere Beiträge zu Fouqué stehen im „W ä c h t e r“ (7. Jg. München, Parcus u. Co. 1924, Märzheft). Hans von Wolzogen gibt hier den „Briefwechsel zwischen Adolf Wagner und Friedrich de la Motte-Fouqué“ heraus. Wagner der große Philolog und Sprachkenner, ein Oheim des Dichters und Bekannter E. T. A. Hoffmanns, ist lange noch nicht gewürdigt. Seine Briefe sind in dem 1848 bei W. Adolph u. Co. in Berlin erschienenen, gänzlich verschollenen Bande: „Briefe an Fr. Baron de la Motte-Fouqué“ erstmals abgedruckt gewesen. Die Briefe Fouqués sind 1898 von Prof. Dr. J. Meisner in den nur für 100 Empfänger gedruckten „Mitteilungen der Literaturarchiv-Gesellschaft“ in Berlin — man kann nicht wohl sagen: „veröffentlicht“ worden. Die erste vollständige weiteren Kreisen zugängliche Veröffentlichung des ganzen Briefwechsels erfolgt nun an dieser Stelle. „Drei Gedichte von Friedrich de la Motte-Fouqué“ steuert Max Koch bei nebst einer bemerkenswerten Einleitung.

Mit dem Namen Fouqué ist der Arndts unlösbar verknüpft. Schon um des Jahres 1813 willen wird man beide stets in Ehren halten. Arndt ist der Stärkere von beiden. Seine Wurzeln reichen auch weiter und tiefer in das Erdreich allgemein-menschlicher Kultur. Das erhellt schon aus seinem innigen Verhältnis zum alten Hellas, worauf Eduard Stempinger in seiner umfanglichen Abhandlung „Ernst Moritz Arndt und das Griechenland“ mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Klarheit und Gründlichkeit hinweist. „Die nationalen Romantiker sind es, welche das deutsche Nationalgefühl in den tiefsten Tiefen suchten und an der eigenen Begeisterung entzündeten. Und ihre Begeisterung richtete

sich am antiken Staatsgefühl empor. Niebuhr sandte als Jüngling eine Bearbeitung der Philippischen Reden des Demosthenes als flammende Flugschrift hinaus; als Fichte seinen nationalsozialistischen Staat zeichnete, folgte er der Linienführung der Platonischen Politeia. Was aber deutscher Sinn, genährt und gestärkt durch hellenische Bildung zu schaffen sei, das hat der große Pommersche Landwirtssohn allen offenbar gemacht. (Neue Jahrbücher usw. Leipzig, B. G. Teubner. 26. Jg. 2. Heft 1824.)

„Die Stellung des jungen Arndt zu den Ideen der Geschichtsschreibung“ beleuchtet eine Bonner Doktor-Dissertation aus dem Jahre 1922 von Erna Klätte. Sie führt uns mittelbar auf das verwandte Gebiet der Folklore. Einen wertvollen Beitrag zum Wesen und zur Ideengeschichte der Romantik überhaupt liefert Georg Koch in seinem Aufsatz „Volkskunde, Romantik und l'Houets Bauernpsychologie“ (Sonderabdruck aus den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ (Siegen, N. G. Elwert XXI, 1922). Einen „Jakob-Grimm-Brief“ an Otto Abel (u. a. über die Holländer) bringt Fritz Ackermann in der „Zeitschrift für Deutsche Sprache“ (Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft 1) zur Kenntnis.

Eine umfangreiche Arbeit aus dem Nachlaß Hans Gütlers, die Sammlung „Briefe der Brüder Grimm“ fördert Albert Leizmann ans Tageslicht. Es befinden sich darunter Schreiben, Register und Auszüge an Bettina, Bartsch, Holland, von der Hagen, Roberstein, Pucci, Fr. Schlegel, Simrock, Benede, Bunsen, Freytag, Blunckli, M. Collin, Kopitar, Lang, Mommsen, Perthes, um nur einige wenige Adressaten zu nennen. Die Not der Zeit hat geboten, das überreiche Material in einem Band zusammenzupressen und man bedauert nur, daß derselbe als erster die „Jenaer Germanistischen Forschungen“ eröffnend, auch in Bezug auf Editionstechnik, Kommentar usw. den widrigen Verhältnissen der Inflations-Periode hat Rechnung tragen müssen. Auch so jedoch verdienen Herausgeber und Verleger Dank.

Einem Geistesverwandten der Brüder Grimm behandelt Alfons Paquet („Sörres“ in der Sonntagsbeilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 15. März 1924). Wie sehr übrigens Sörres mit einem Fuß noch auf dem Boden der rationalistischen Aufklärung steht, ist hier vielleicht nicht hervorgehoben. Allein dem genaueren Kenner seiner Jugend blieb es längst nicht verborgen. Auch gibt jetzt eine ausführliche Kölner Doktordissertation von Leo Just über den jungen Franz von Lassaulx, die demnächst in Buchform herauskommen wird, gründliche Kunde von den damaligen Verhältnissen am Rhein. Ich entnehme dem Auszug die bezeichnenden Mitteilungen: Obwohl dabei die literarischen Erscheinungen vornehmlich berücksichtigt werden, ist doch das Blickfeld keineswegs auf sie beschränkt, sondern, wie die Sache es fordert, möglichst weitgestellt. Die im Mittelpunkt stehende Persönlichkeit ist keine überragend bedeutende; aber ihre besonderen Schicksale und die mannigfachen Beziehungen zu den verschiedensten Faktoren der Zeit rechtfertigen die Stellung, die ihr im Rahmen der Untersuchung eingeräumt wird. Bisher ist Franz von Lassaulx nur ganz gelegentlich in der Literaturforschung — bei Gelegenheit seines Schwagers Sörres, seines Freundes Brentano, Schillers und Goethes — und in der Rechtsgeschichte berücksichtigt worden. Zuerst hat nachdrücklich auf ihn Justus Haschagens Werk über die Rheinlande zur Zeit der Fremdherrschaft hingewiesen. Das Material setzt sich zusammen aus dem über Franz von Lassaulx, das fast ausnahmslos zum ersten Male verarbeitet wird, und dem über die Umwelt, das nur zum kleineren Teil neu ist, aber unter den gewonnenen Gesichtspunkten in neue Zusammenhänge gerückt wird. Zu Franz von Lassaulx konnte eine fast vollständige Sammlung seiner Schriften aus den Bibliotheken in Köln, Bonn, Koblenz, Mainz, Göttingen, München, Berlin, Jena und Strassburg sowie verschiedene Handschriften un-

veröffentlichter Arbeiten aus dem Goethe-Schiller-Archiv, dem Goethenachlaß in Jena und der Stadtbibliothek in Koblenz eingesehen werden. Dazu kommen einige 100 Briefe, Aktenstücke und seltene gedruckte Quellen aus dem Archiv der Familie Lassaulx, dem Staatsarchiv in Koblenz, dem Archiv der Stadt Mainz und der Varnhagensammlung in Berlin. — **Ausgeführt** ist in den einzelnen Abschnitten der Darstellung folgendes: Eine Vorbemerkung umreißt kurz die geschichtliche Stellung und den Charakter Franz von Lassaulx. Das erste Kapitel: Konstellationen und Ursprünge 1781—1795 gibt im Anschluß an die Jugend Lassaulx' die Voraussetzungen seiner Entwicklung, die sich aus dem Blutserbe der Familie und der Umwelt in ihrer augenblicklichen Einordnung in das Ganze der Zeit zusammensetzen. Die Jugendeindrücke der Revolution und ihre Folgen in Rurtrier werden gezeichnet und die Bildungselemente der Zeit genauer festzustellen versucht, die für Lassaulx in Schiller gipfelten. In den Anmerkungen finden sich noch ein bibliographischer und ein genealogischer Exkurs. Das zweite Kapitel: Sturmzeit 1796—1799 beschreibt das tätige Eingreifen in die politischen Verhältnisse in Koblenz, die im einzelnen nach ihren Wandlungen von Monat zu Monat in der Zeit 1797—1799 größtenteils auf Grund neuen Materials dargestellt werden und außer einem Blick auf die Eisrhenanen hauptsächlich die Patriotenbewegung umfassen. Der Koblenzer Aufstand von 1799 wird einer genaueren Untersuchung unterzogen. Dann sind ausführlich die geistigen Wandlungen und die sie veranlassenden Bildungsfaktoren deutscher wie französischer Herkunft herausgestellt, vornehmlich in der Analyse einzelner literarischer Erscheinungen des Patriotentreffes, vor allem der Koblenzer „Liederlese für Republikaner“ und der Arbeiten J. A. Beckers.

„Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen“, wobei auch Tagebücher und Selbstbiographien hereingezogen

erscheinen, führt uns Hans Schulz vor. Es ist das bisher lebensvollste literarische Denkmal, das wir von dem großen Weisen und Redner an die deutsche Nation besitzen. Die Letzte aus dem alten Berlin, die von Karoline Humboldt, Tied, Bettina usw. als persönlichen Bekannten erzählen konnte, die also das Zeitalter Fichtes noch berührte, starb im zehnten Jahrzehnt ihres Lebens im vergangenen Winter. Maria von Bunsen widmete ihr, d. h. „Maria von Olfers“ warme Gedentworte in der „Literatur“ (März 1924, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

„Schopenhauer und die Romantik“ untersucht R. Templer im 29. Heft der „Germanischen Studien“.

Zusammenfassend behandelt Otto Gründler das Lebenswerk „Franz von Baaders“ im Novemberheft 1924 des „Hochlands“, auf den ich in der 6. Lieferung meiner Literaturgeschichte seit 1813 zu sprechen komme. Allgemein im Rahmen der bayerischen Romantik, im besonderen als Chorführer romantischer Philosophie spielt Baader eine große Rolle. Sein Andenken wird jetzt immer lebendiger.

Reichhaltig fließen diesmal die Beiträge zur Brentano-Literatur. Zunächst ist es der Neudruck der Urfassung von Clemens Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers“, der schon vom bibliophilen Standpunkt unser aufrichtiges Lob herausfordert. Joseph Leffz hat die Veröffentlichung nach der Originalhandschrift des Dichters besorgt und mit historisch-kritischem Kommentar versehen. Als Buchschmuck enthält diese Ausgabe die Bilder von Franz Pocci, ein Facsimile des Nachtigallenliedes, die Bildnisse des Dichters von Emilie Linder und des Trappistenabtes Ephrem v. d. Meulen von Ed. von Steinle, eine Ansicht der Abtei Olenberg und deren Bibliothek, in der sich die kostbare Handschrift befindet. Eine wertvolle Bereicherung der Brentano-Literatur bietet uns Ewald Reinhard, der fünfundzwanzig Briefe Brentanos (Al. Brentano und Apollonia Diepenbrock, eine Seelenfreund-

(schaft in Briefen) herausgegeben, sorgfältig eingeleitet und mit vorzüglichen Anmerkungen versehen hat. Es handelt sich hierbei um bisher meist ungedrucktes Material. Der Herausgeber selbst hat zehn Briefe in Kassel gefunden

Eine Schülerin des Marburger Literaturhistorikers Elster, mit dem Rüstzeug ihres gewissenhaften Lehrers ausgestattet, Gertrud Larfeld, untersucht in ihrer erschöpfenden Doktor-dissertation Klemens Brentanos „Märchen vom Schulmeister Klopstock und seinen fünf Söhnen“. Förderlich sind vor allem die Hinweise auf die Beziehungen zu Fouqué, Hoffmann usw. Wilhelm Willige wieder teilt „Einen Brief Bettinens an Klemens Brentano“ nebst Volksliedern mit („Beit-schrift für Deutsch-land“ Jg. 37, Leipzig, B. G. Teubner 1923, Heft 3). Von dem Lied „O süße Hand Gottes“ in „Des Knaben Wunderhorn“ finden wir im „Bayerland“ (München, Bayerlandverlag 34. Jg. 1924, Februarheft) eine weit ausführlichere und vermutlich vollständige Fassung in einer Gebetbuch-Beilage (Würzburg 1771), die A. Englert bekanntgibt. „Eine Quelle zu Klemens Brentano“, u. zw. zu dessen „Traum des Domküstlers Andreas Otto“ entbedt Hermann Rugler in der „Literatur“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 26. Jg. des Literarischen Echos, 1924, Heft 4) und erörtert sie ausführlich in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ (Berlin 1924, Selbstverlag). Der Bericht ist entnommen dem „Europäischen Staatswahrzager“ Bremen 1741 und hat vermutlich auch E. T. A. Hoffmanns „Dei von Elba in Paris“ beeinflusst. Florian Afsanger endlich rückt „Klemens Brentano und Wien“ in den Gesichtskreis näherer Betrachtung („Der Wächter“, München, Parcus u. Co., 6. Jahrg. 1923, Novemberheft).

Am 9. Februar 1824, also vor einem Jahrhundert, ist Brentanos große Seelenfreundin gestorben. In dem Aufsatz „Anna Katharina Emmerich“ entwirft der kunstbegeisterte

Klosterneuburger Stiftspropst Joseph R l u g e r anlässlich der Wiederaufnahme ihres Seligsprechungsprozesses ein anziehendes Lebensbild („Das Neue Reich“, Wien, Tyrolia, 6. Jg. Nr. 19). Eine ganze Reihe widersprechender Beurteilungen erfahren zwei Arbeiten, die sich mit einer besonderen Angelegenheit der Dülmener Klosterfrau beschäftigen. Ich meine Laurenz R i c h e n s „Die Wiebergabe biblischer Ereignisse in den Gesichten der Anna Katharina Emmerich“, 1. Heft des 21. Bandes der „Biblischen Studien“, und die sehr umfangreiche Winfried H ü m p f n e r s „Klemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen“. Zunächst stellt der letztgenannte Forscher, ein Schüler des Kirchenhistorikers Sebastian Mertke, einwandfrei die richtige Schreibweise des Namens Emmerich fest. Im übrigen sei jedoch bemerkt, daß ich bereits vor Jahren die Meinung vertreten habe, die literarische Fassung der Gesichte stamme von Brentano und da ist es doch selbstverständlich, daß nicht a l l e s „echt“ sein kann. Hümpfner und auch Richen kennen meine Ausführungen nicht und suchen, der eine radikal im Volkerton, der andere zurückhaltend und maßvoll den Glauben an die „Echtheit“ zu erschüttern. Ich verstehe nicht recht, was dabei herauskommen soll. Denn es kann sich keineswegs darum handeln, ob hundert oder zweihundert oder noch mehr „Fehler“ in den Visionen vorkommen bzw. ob Brentano die größere oder kleinere Hälfte hinzugeichtet oder ausgeschmückt hat, sondern bloß darum, ob der Kern echt ist und ob die Fassung vom Dichter herrührt. Das literarische Eigentum Brentanos mußte doch längst jedem Kenner seiner poetischen Eigenart klar sein. Die Frage nach der Echtheit des K e r n e s dagegen wird nie v o l l ä n d i g aufzuhellen sein, da ja kein Stenograph am Bette der Klosterfrau saß. Da wird stets der Glaube mit dem Unglauben streiten. Jedenfalls empfiehlt es sich für einen Gelehrten, der seiner Sache sicher ist, nicht mit Lapidarfäßen herum-

zuwerfen, und auch ein im allgemeinen zustimmender Kritiker wie Heinrich Auer in der Literarischen Beilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 4. Dezember 1923 sollte sich hüten, bei diesem Anlaß den Roman einer Dichterin (Freiin von Kranes „Leibensbraut“) wegen seiner historischen Kritikalosigkeit zu „brandmarken“. Was für ein großer „Geschichtsfälscher“ ist dann erst unser Schiller gewesen oder, wenn wir im katholischen Deutschland bleiben wollen, Fr. W. Weber! Den Rezensenten scheinen sich die Begriffe Dichtung und Wahrheit vollständig zu vermengen und sie fordern anscheinend auch vom Poeten absolute geschichtliche Tatsachentreue im Großen wie im Kleinen! Hermann Carbauns, dem ich eher beipflichte, verfiel in dem Aufsatz „Anna Katharina Emmerich und Clemens Brentano“ (vgl. „Reichspost“, Wien vom 14. Jänner 1924) im Anschluß an Hümpfners Arbeit seinen alten in Buchform ausgedrückten Standpunkt, aber in durchaus einwandfreier Weise. Demnach sind Brentanos Aufzeichnungen unmöglich mehr als „Dokumente“ für den Seligpreisungsprozeß der heiligmäßigen Nonne zu buchen. Doch das ist Angelegenheit der Theologen und gehört nicht in das Bereich der Literaturgeschichte. Für uns aber haben die geistlichen Werke Brentanos mit Benutzung der Dülmener Visionen mindestens denselben Wert wie die Bücher des gottseligen Kapuziners Martin von Kochem, der diese ohne Anlehnung an Visionen verfaßt hat. Für die visionäre Echtheit des Kernes versucht A. (?) Böllmecke („A. R. Emmerich als Visionären und die neueste Kritik“ in der Wochenschrift „Das Neue Reich“, Wien, Tyrolia, 1924, Nr. 23 f.) einen Wahrscheinlichkeitsbeweis zu erbringen, der ihm gelingt. Vgl. auch Anton Dörrens „Cl. Brentano und A. R. Emmerichs Gesichte“ (in der „Allgemeinen Rundschau“, München, 21. Jg., Heft 6).

Im Prospekt liegt mir schließlich vor Clemens Brentanos „Sadel und Hintel“. Der Dichter selbst hat sein

Märchen von Sodel und Hintel in der alten kurzen Fassung nie veröffentlicht. Die dann nach seinem Tode veranstalteten Ausgaben dieser ersten Fassung gehen alle auf die Böhmerischen Abschriften davon zurück, denn das Original-Manuskript Brentanos war, seit Böhmer es abgeschrieben hatte, verloren. Jetzt ist es dem Frankfurter Literaturhistoriker Carl Viktor gelungen, die Original-Handschrift im Besitze der Familie Brentano aufzufinden, und so kommt hiermit das köstlichste Märchen unseres größten Märchendichters zum ersten Male ans Tageslicht im wirklich authentischen Text, ein literarisches Ereignis, das berechtigtes Aufsehen erregen wird. Denn etwa 130 Stellen können jetzt als Fehler und Auslassungen des ersten Abschreibers berichtigt und ergänzt werden. Diese erste Veröffentlichung des Urgodels erscheint in einer einmaligen numerierten Vorzugsausgabe von 250 Exemplaren auf echt van Sanders-Habernpapier in der Tiemann-Fraktur gedruckt mit zweifarbigem Titel.

Der Name Brentanos ruft uns Regensburg ins Gedächtnis. Was nun Hermann Nestler in seiner Schrift „Regensburg im Zeitalter der Romantik“ (Regensburg, J. Habel) über die Beziehungen des alternden Dichters zu dieser Stadt sowie über den Spätromantiker Eduard von Schenk, der dortselbst zu Sailers Zeit Regierungspräsident war, zu sagen weiß, gehört zu den ergiebigsten und fesselndsten Darlegungen des ganzen Berichtsjahres.

Lange genug haben wir auf eine kritische Ausgabe der „Lieder“ von Brentanos Freundin Luise H e n s e l gewartet, die auf Brentanos Beteuerung von großem Einfluß gewesen ist. Im Vorwort des von Hermann Carbauns auf Grund des handschriftlichen Nachlasses veröffentlichten ersten vollständigen Sammlungen erfahren wir wichtige Einzelheiten über die Entstehungsgeschichte. Überall steht Brentano im Hintergrund. Die Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten besagen alles Nötige. Der Preis ist angesichts der durchaus

anständigen Ausstattung außerordentlich wohlfeil, so daß diese dem Fachmann unentbehrliche Ausgabe gleichwohl wahrhaft ein Volksbuch werden kann.

An die Zeit Hensels gemahnt die Wiener Zeitschrift „Ölzweige“, deren nunmehr hundertjährigem Andenken Johannes T r i e b l in der „R e i c h s p o s t“ vom 14. Dezember 1923 ein Blatt der Erinnerung weihet. Diese Zeit war nicht bloß eine Blütenperiode deutschen Schrifttums, sondern auch „die Blütezeit romantischer Bildkunst“ mit Franz Pforr, dem Meister des Lukasbundes. Fritz Herbert L e h r beschreibt sein Leben und Schaffen in einem monumentalen Werk, das zahlreiche tiefe Einblicke in das Wesen der Romantik überhaupt gewährt und daneben die Grenzlinien gegenüber Klassik und Biedermeier zieht. „Die Taunusreise“, beschrieben und gezeichnet von Peter Cornelius und Christian Keller, die mit einer sorgfältigen Einführung von Rosy Schilling uns als bibliophiler Neudruck ihre stillen Zauber enthüllt, gibt ein treffliches Bild von dem romantischen Empfindungsleben aus der Zeit vor 1813. Hier möchte ich nur noch auf eine späte Vertreterin romantischer Kunst in Tirol hinweisen, von der („Auguste von Buttlar“) in der Wiener „R e i c h s p o s t“ vom 6. November 1923 Rudolf H u b e r Kunde gibt.

Einen wichtigen Beitrag zur Eichendorff-Forschung („Die äußere Entstehung von Eichendorffs literarhistorischen Schriften“) verdanken wir Franz R a n e g g e r im „W ä c h t e r“ (München, Parcus u. Co. 6. Jg. München 1923, Dezemberheft). Daß unser Dichter seit einigen Jahren auf der Bühne heimisch geworden ist, muß begrüßt werden, mögen auch die Bedenken gegen die Bühnenbearbeitung durch Otto Hoff nicht unterdrückt werden können. Jedenfalls gehört E i c h e n d o r f f s Lustspiel „Die Freier“ nunmehr zum eisernen Bestand eines jeden guten Theaters, so daß wir auch die neue Textausgabe in diesem Sinne gutheißen.

Erfreulich dünkt uns die Dramatisierung „Der Glücksritter“ durch Friedrich Wilhelm F u l d a. Das sprühende Leben der Novelle tritt uns jetzt als Spiel in fünf Handlungen entgegen; Ton, Farbe und Sprache der alten Romantik erscheinen treulich gewahrt. Ebenso begleiten wir Georg H a e f e r s vieraktiges Singspiel „Der Taugenichts“, worüber „Der Wächter“ (1924) ausführlich berichtet, mit vollem Beifall. Die Uraufführung hat 1923 im Basler Stadttheater ein nahezu ausverkauftes Haus erzielt. Eine aufhellende Notiz „Zu Eichendorff“ (und zwar zu dem Gedicht „Berliner Tafel“) verdanken wir Karl Hans W a g n e r; er hat sie in der „Zeitschrift für Deutscheunde“ (Leipzig, B. G. Teubner 1924, Jg. 38, Heft 1) mitgeteilt.

Mitten in die Zeit der Kölner Wirren, die des schlesischen Dichters Entwicklung wesentlich beeinflusst haben, führt Joseph G r i s a r s wichtiger Aufsatz „Aus den Sturmtagen der katholischen Publizistik“, worin der Kampf um die „Neue Würzburger Zeitung“ von 1837 bis 1839 einer quellenmäßigen lichtvollen Darstellung unterzogen wird („S t i m m e n d e r Z e i t“, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 54. Jg. 106. Bd. 3./4. Heft 1923/4.).

In bibliophiler Aufmachung erhalten wir „Dreißig neue Drost-Briefe“, herausgegeben von Manfred S c h n e i d e r; sie schließen sich der großen Briefsammlung von H. Carstairs, dem von Th. Schüding besorgten Briefwechsel mit Lewin Schüding und den von R. Pinthus in der „Deutschen Rundschau“ (1912) veröffentlichten Briefen an Elise Rüdiger an und umfassen die Jahre 1827 bis 1846. Neue Schlaglichter freilich werfen sie nicht. Zur Berichtigung sei bemerkt, daß „Des Arztes Vermächtnis“ schon 1838 in den „Gedichten“ veröffentlicht wurde, nicht erst 1844! Im Anhang dieses „Dritten Diotima-Drucks“ finden wir die Wiedergabe einer reizvollen Briefseite mit Bleistiftzeichnung der Dichterin. Aufschlußreicher stellt sich Joseph W e r l e s Beitrag zum

vielumstrittenen Religionsproblem „Der Gottestampf der Drosste“ dar, das jedem Literaturhistoriker, vor allem Biographen unentbehrlich sein dürfte. Von dem gleichen Standpunkt umschreibt ihr Landsmann Christoph Flastamp Wesen und Wirken von „Annette Freiin von Drosste-Hülshoff“ in der Sonntagsbeilage der „Augsburger Postzeitung“ vom 23. Februar und 1. März 1924.

Eichendorff rühmt in seiner Literaturgeschichte unter seinen Zeitgenossen neben der Drosste besonders Stifter. Und in der Tat gehören die drei zusammen als das glänzendste literarische Dreigestirn der Spätromantik wie Arnim, Brentano und Görres im Heidelberger Zeitalter der Hochromantik. Abalbert Stifters „Sämtliche Werke“ in der historisch-kritischen Ausgabe der verdienstvollen „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ nehmen nach längerer Atempause einen erfreulichen Fortgang. Der 6. bis 8. Band, herausgegeben von Ramill Eben und Franz Hüller (1921, 1916, 1920) bietet den Haupttext des Bildungsromans „Der Nachsommer“ in der bekannt mustergültigen Form der Prager Editionstechnik. Des 8. Bandes zweite Hälfte, die noch aussteht, wird den wissenschaftlichen Apparat beistellen. Die nahezu hundert Seiten zählende Einleitung aus der Feder Hüllers, geht allen Erlebnismomenten, literarischen Beziehungen und der tieferen Bedeutung dieses großen Wertes nach. Derselbe Forscher läßt sich in seiner Einleitung zur Erzählung „Der Hagestolz“ nochmals vernehmen. „Der Hagestolz“ gehört mit dem „Hochwald“ und den „Studien“ zu den eigenartigsten Schöpfungen des Böhmerwalddichters, und wir begreifen daher, daß die sehr begrüßenswerte Sammlung „Bücher der Deutschen“ die genannten Werke in gereinigter Textgestalt, von gelehrten Schulmännern wie Franz Hüller, Johann Weyde und Franz Egerer vorzüglich einbegleitet und von heimischen Künstlern wie Karl John und Eduard

Hirsch mit einführender Gemütswärme geschmückt, weiteren Kreisen vorsetzt. Schule und Haus dürfen daran ihre helle Freude haben. Daneben sei noch auf die kleine von Joseph Hofmiller besorgte Auswahl „Erzählungen“ Stifters aufmerksam gemacht, sie enthält „Die Narrenburg“, „Das alte Siegel“, „Brigitta“ und „Nachkommenschaften“.

In den Umkreis der Droste, Stifters und Eichendorffs treten literarisch noch die naturfrohen bodenständigen Schwaben mit ihrem Gastfreund Lenau und ihrem Landsmann Mörike. In „Lenaus Raubschütz“ erblickt Georg Mayer das Musterbeispiel einer visionären Ballade und analysiert demnach die ganze Dichtung („Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur usw.“ Leipzig, B. G. Teubner, 26. Jg. 1923, 4. Heft). Hermann Hieber dringt noch tiefer bohrend in „Eduard Mörikes Gedankenwelt“ ein; er wirft die Frage: War auch Mörike Weltanschauungsdichter? und beantwortet sie mit einem: Ja. „Ein vereinsamer, in der Notwendigkeit und Berechtigung seines Denkens unverstandener Wahrheitsucher ist er gewesen.“ Seine Stellung zum magischen Idealismus (hier wäre wohl noch stärkerer Einfluß von Novalis zu ergänzen) und Okkultismus bekundet ernsthaftes Streben. Grundsätzliche Probleme werden vom Verfasser angeschnitten, Dichter und Dämon, die Poesie des Unbewußten, Natur und Geist, Mythos und Glaube, Märchen und Wirklichkeit wechselseitig in ihren Beziehungen beleuchtet. Schade, daß jegliches Register fehlt. Hiebers Buch entwertet die um einige Monate ältere Arbeit von Hans Wald er „Mörikes Weltanschauung“ keineswegs, im Gegenteil diese ergänzt jene in vielen Stücken, wengleich wir die Grundauffassung derselben, die „romantische Strömung“ sei zusehends in ein „spiritualistisches Nichts“ verlaufen, scharf abzulehnen genötigt sind.

In die Zeit der romantischen Spätblüte fällt auch das Dasein des bedeutendsten heffischen Dialektdichters. Karl

Effelborn hält sein Bild in der fünften Jahrgabe der Gesellschaft hessischer Bürgerfreunde unter dem Titel „**Ernst Elias Niebergall, sein Leben und seine Werke**“ fest. Darmstadt, Siehen, Dieburg und wiederum Darmstadt bedeuten die Stationen seiner Erdenpilgerfahrt. Er ist sowohl als Erzähler, wie als Balladenbichter und Dramatiker hervorgetreten und lebt in der Literaturgeschichte als Meister der Darmstädter Mundart, am meisten gefeiert durch seine Komödie „**Datterich**“, fort. Neu ist die Ehrenrettung des romantischen Novellisten, der hoffentlich bald einige Neudrucke erfahren wird.

*

- Brentano, Clemens, Die Chronika eines fahrenden Schülers.**
Urfassung. Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag 8° (XVI u. 94 S.).
- Brentano, Clemens, Sadel und Hintel.** Zum erstenmal in der Urfassung veröffentlicht von Karl Vietor. Frankfurt am Main, Hans Bleschen.
- Cornelius, Peter, Die Taunusreise (mit Christian Keller),**
München, Franz Hanfstaengl. Gr. 8° (82 S.).
- Eichendorff, Joseph von, Die Freier, Lustspiel in 3 Aufzügen.**
In freier Bearbeitung von Otto Hoff (Reclams Universalbibliothek Nr. 6419) Leipzig, Ph. Reclam jr. Kl. 8° (59 S.).
- Effelborn, Karl, Ernst Elins Riebergall. Sein Leben und seine Werte.** Darmstadt, Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde. 16° (138 S.).
- Fulda, Friedrich Wilhelm, Die Glücksritter Eichendorffs als Spiel in fünf Handlungen (Bühne und Spiel Heft 3).** Rudolstadt in Thüringen, Streifen-Verlag. 8° (48 S.).
- Srimm, Briefe der Brüder, gesammelt von Hans Gürtler, nach dessen Tod herausgegeben und erläutert von Albert Leihmann.** Mit zwei Abbildungen und zwei Facsimiles. Jena, Walter Biedermann. 8° (XII u. 320 S.).
- Haeser, Georg, Der Taugenichts. Ein heiter-romantisches Bühnenspiel in vier Aufzügen (fünf Bildern) nach Eichendorffs Novelle mit Benutzung aller darin vorkommenden Lieder. Dichtung und Musik.** Basel, Lenzgasse 5, Selbstverlag.
- Hartmann, Nicolai, Die Philosophie des deutschen Idealismus, 1. Teil: Fichte, Schelling und die Romantik.** Berlin, Walter de Gruyter u. Co. 8° (VIII u. 282 S.).
- Haupt, Julius, Elementargeister bei Fouqué, Immermann und Hoffmann.** Leipzig, Wolkenwanderer-Verlag. 8° (123 S.).
- Hensel, Luise, Lieder. Vollständige Ausgabe. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet von Hermann Cardeaus.** Regensburg, Joseph Habel. 8° (407 S.).
- Hieber, Hermann, Eduard Mörikes Gedankenwelt.** Stuttgart, Strecker u. Schröder. 8° (VI u. 218 S.).
- Hoffmann, E. Th. A., Musikalische Werte. Herausgegeben von Gustav Beding.** Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung R. Linnemann. Folio. (1. Bd. 61 S., 2. Bd. 32 S.)
- Hümpfner, Winfried, Clemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerich-Aufzeichnungen.** Würzburg, St. Rita-Verlag. 8° (XI u. 574 S.).

- J u s t**, Leo, Franz von Laffaulx. Bonn, Marcus u. Weber (im Druck).
- K ö r n e r**, Joseph, Romantiker und Klassiker. Die Brüder Schlegel in ihren Beziehungen zu Schiller und Goethe. Berlin, Astanischer Verlag. Gr. 8° (239 S.).
- K r o l l**, Erwin, Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8° (82 S.).
- M e t t e r n i c h - H a r t i g**. Ein Briefwechsel des Staatskanzlers aus dem Eril 1848—1851, herausgegeben von Franz Hartig. Wien, Wila, Wiener Literarische Anstalt. 8°.
- N e s t l e r**, Hermann, Regensburg im Zeitalter der Romantik (nebst Nachtrag: Brentanos Beziehungen zu Regensburg). Regensburg, Joseph Habel. 8° (35 S.).
- R e i n h a r d**, Ewald, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen. München, Parcus u. Co. 8° (78 S.).
- R i c h e n**, Laurenz, Die Wiedergabe biblischer Ereignisse in den Gesichten der Anna Katharina Emmerich. (Biblische Studien, XXI. Bd., 1. Heft.) Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. 8° (XII u. 75 S.).
- S c h l e g e l**, August Wilhelm von, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Kritische Ausgabe, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Giovanni Vittorio Amoretti. Bonn am Rhein, Kurt Schroeder. 8° (XCIV u. 218; 338 S.).
- S c h n e i d e r**, Manfred, Dreiundzwanzig Droste-Briefe: (dritter Diotuna-Druck). Stuttgart, Walthcr Häbede. 8° (101 S.).
- S c h u l z**, Hans, Fichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Gesammelt und herausgegeben, Leipzig, H. Haessel. 8° (275 S.).
- S t i f t e r**, Adalbert, Sämtliche Werke. 6. Bd., 7. Bd. und 8. Bd. (Erste Hälfte): Der Nachsommer (Text), herausgegeben von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit Abbildungen (Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen). Prag, Verlag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 8° (XCVIII u. 337; 369; 239 S.).
- S t i f t e r**, Adalbert, Der Hochwald. Mit einer Einführung von Johann Weyde (Bücher der Deutschen, 7. Bd.). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (115 S.).
- S t i f t e r**, Adalbert, Bunte Steine. Mit einer Einführung von Franz Egerer (Bücher der Deutschen, Bd. 9). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (202 S.).

- Stifter, Adalbert, Der Hagestolz. Mit einer Einführung von Franz Hüller (Bücher der Deutschen, Bd. 15). Reichenberg in Böhmen, Gebr. Stiepel. 8° (131 S.).
- Stifter, Adalbert, Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von Joseph Hofmiller. München, Albert Langen. 8° (224 S.).
- Templer, R., Schopenhauer und die Romantik. (Germanische Studien, 29. Heft.) Berlin, E. Ebering. 8°.
- Walder, Hans, Mörktes Weltanschauung. Zürich, Rascher u. Co. 8° (166 S.).
- Werle, Joseph, Der Gotteskampf der Dorothee (Religiöse Geister: Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur, herausgegeben von M. Laros, 7. Bändchen). Mainz, Matthias-Grünwald-Verlag (Auslieferung Wiesbaden, Hermann Rauch). 8° (60 S.).

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Eichendorff-Hymne. Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf . . .	5
Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff. Gesammelt von Karl Freiherrn von Eichendorff. Vierzehnte Lese . . .	6
Kaiser Karl segnet die Reben. Von Eduard Arens	12
Adam Müller in Wien. Von Jakob Vaxa	65
Drei Mären von der Wahrheit. Von Hans Gäßgen	100
Fantastien von Schumann. Von Ludwig Bäte	105
Als ich mit dem Ränzel ging. Von Heinrich Zerktaulen . .	105
Das Jagdschloß im Hennegau. Von Heinrich Felix Schmid .	109
Kaiser Karls Wanderung. Von Michael Beer	118
Rheinsage. Von Emanuel Geibel	120
Die Rheinbrücke zu Rüdesheim. Von Adolf Ritter v. Eschabuschnigg	121
Karl der Traubensegner. Von Jean Baptist Rousseau . . .	123
Romantische Jahresrundschau. Vom Herausgeber	125

*

II 559

639482

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

